Der Zauberer von Rom.

Zehntes Bändchen.

Der

Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

Zehntes Bändchen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

7.

Auch für Bonaventura war, wie für Benno, dieser Winteraufenthalt in und um Witoborn eine Rückkehr auf den Schauplatz seiner ersten Jugend.

Auch ihn zog hierher eine Liebe und eine frohbange Sehnsucht. Nach allem, was er seit so lange von Paula erfahren hatte, erwartete er ein Bild voll elegischer Hoheit, gleichsam eine gefangene junge Königin, die in einem einsamen Schlosse wandelt, hoheitsvoll und zugleich tief hülfsbedürftig.

Er war nach Witoborn gereist unter den Eindrücken der heftigsten Nachwirkung dessen, was noch in den letzten Augenblicken von ihm in der Residenz des Kirchenfürsten erlebt werden mußte. Die Begegnung mit Bickert im Beichtstuhl, die Hoffnung auf Rückgabe der im Sarge des alten Mevissen gefundenen Papiere — Lucindens Erklärung dann, daß der räthselvolle Schatz in ihren Händen wäre —! Wie durchrieselte ihn mit schüttelndem Frost die Erinnerung an die aus ihrem Mund gekommenen schonungslosen Drohungen! Eine Rachegöttin folgte sie ihm und umschwebte ihn auf allen Wegen. Das Schwirren ihrer Eumenidenflügel glaubte er überall zu hören, das Leuchten ihrer geschwungenen Fackel in dunkler Nacht zu sehen. „Der ganze, ganze Bau der Kirche!" Ein tiefhöhnendes Wort, das durch seine Seele wie Grabesruf hallte. Was konnte der treue Diener seines Vaters

aufbewahrt, was von diesem zum Aufbewahren erhalten haben, das an sein Dasein eine so große Thatsache, den Bau der Kirche, knüpfen ließ und vielleicht eben deshalb nicht ganz zerstört, vielleicht ausdrücklich der zeitweiligen Ruhe in einem Grabe überlassen werden sollte?

Der ganze Bau der Kirche —! Da war denn nun Bonaventura in diesem heiligen Witoborn! Hier hatten Bischöfe gethront und den Krummstab als Scepter geführt und nicht Eine bedeutsame Erinnerung an deutsche Größe, Kraft und Bildung war zurückgeblieben —! Kleinliche Häuser, ärmliche Straßen; in entlegener Gegend, in einer halben Wüste ein glänzender Palast, die Residenz dieser Bischöfe — jetzt eine Kaserne geworden. Nichts vom Vergangenen zurückgeblieben als eine Unzahl Kirchen, ein düsteres Jesuitenstift, Gefäße von Silber und Gold in den Truhen der Sakristeien, Monstranzen mit Edelsteinen, Fahnen und Baldachine von kostbarer Stickerei. Hier und da fand sich noch eine bessere Erinnerung vor aus der Zeit der Aufklärung. Einige Priester hatten in dem Geist des Onkel Dechanten gewirkt. Einiges war für Priesterbildung, Jugendunterricht und würdigere Gottesverehrung geschehen. Aber der neurömische Geist überbaute schon seit lange wieder alles mit seinem künstlichen Mittelalter. Am Markt, in den Läden der Hauptstraßen waren die Schaufenster besetzt mit Monstranzen, Kelchen, Crucifixen, Madonnen aus Alabaster und Bronze, Erzeugnissen einer Industrie, deren Ziele sich in den Salon verloren; man wollte sogar dem einen gewissen koketten kirchlichen Ausdruck geben. Hier eine Procession, dort eine Procession. Die Bruderschaften fast für jeden Tag der Woche in Bewegung —! Männer, Weiber, Kinder mit Lichtchen in den Händen, mit Fahnenwimpeln, Kreuzen; Meßner und Chorknaben dazwischen in bunten Gewändern, singend und sprechend mit allen jenen Dissonan-

zen und unsichern Rhythmen, die in seiner Glaubensvirtuosität Bonaventura früher so rührend fand. Jetzt sah er in diesem Kirchgang so vieler Männer an Wochentagen nur die Versäumniß ihrer Arbeit. Er war „Bei Tangermanns" abgestiegen. Ihm gegenüber lag die Kirche eines Kapuzinerklosters, vor welcher eine kleine Madonna in einem Aufputz wie für Kinder — in natürlichen Kleidern von Sammet und Seide auf offener Straße stand.

Am Morgen gleich nach seiner Ankunft kamen Benno, Thiebold, Hedemann, ihn zu empfangen und freudigst zu begrüßen. Erstere beide wohnten in einem Müllerhäuschen, das etwas entlegen lag vom donnernden Geräusch der schon von Hedemann selbst betriebenen Mühlen. Das Wiedersehen war hocherfreuend. Bei Benno zuckte ein ironisches Lächeln auf, als die Frage gethan wurde nach dem ersten Besuch auf Westerhof; bei Thiebold zeigte sich die scheue Befangenheit eines schuldbewußten Schülers vor seinem Lehrer; bei Hedemann jene bekannte, immer mehr sich bei ihm ausbildende — lächelndstrenge Sicherheit des Bibelgläubigen; er hatte aus England und Amerika in der That ketzerische Grundsätze heimgebracht und sich durch die Erfahrungen, die seine greisen Aeltern mit Pfarrer Langelütje gemacht, in Gedankengängen bestärkt, die zu irgendeinem, vielleicht für ihn verhängnißvollen, Ziele führen mußten. Man wußte, daß der Domherr nicht in Witoborn bleiben würde. Bonaventura wollte durchaus seinen nominellen Pfarrsitz selbst einnehmen und schon war nach einem Wägelchen geschickt worden, um ihn an seinen eigentlichen Wohnsitz zu führen, den er einem alten Brauche gemäß bis gegen Ostern einnehmen mußte. Benno bedauerte diese Trennung und schilderte das Haus „Bei Tangermanns" als einen unterhaltenden Rest altdeutscher Gastfreundschaft, der indessen die Trinkgelder und modernen Preise nicht ausschlösse.

Seht nur, sagte er, dies alte halbgothische Mauerwerk mit bunten pariser Tapeten beklebt! Goldleisten über wurmstichige Balken! Parquetfußböden neben grünen Kachelöfen! Thiebold fiel aber schon ein: Lästern Sie nicht! Das Beste ist ein patriarchalischer Weinkeller, aus dem man leider nur allein durch Schmeichelei Niersteiner Gelbsiegel bekommen kann! Der alte Tangermann hat auf seiner Weinkarte alle nur möglichen Cabinetsauslesen und Dompräsenze, gibt sie aber nicht her, wenn man sie nur so einfach bestellt, wie wahrscheinlich unser Freund Piter Kattendyk gethan hat, als er von „witoborner Krätzer" sprach! Erst sagt hier regelmäßig der Kellner: Der alte Herr Tangermann hat den Schlüssel! Erst muß man an Herrn Tangermann's Stube klopfen, muß seine ausgestopften Vögel bewundern, die herrlichen Aquatintas an den Wänden, muß die Napoleonischen Rührscenen aus Fontainebleau und St.-Helena bewundern, ehe man das Gespräch auf seine „Jahrgänge" bringen und ihn geneigt finden kann, eine Probe heraufzuholen, die dann aber keineswegs etwa zu einem altpatriarchalischen, sondern wie nur in irgendeinem Victoriahotel ganz modernen Preise abgelassen wird! Und Hedemann setzte hinzu: In der Kunst, dem alten Tangermann diese guten Stunden abzuschmeicheln, war niemand bewanderter als der Landrath von Enckefuß!

Dann gab letzterer Name Fernsichten in die betrübenden Eindrücke des Kirchenstreits; Fernsichten auch auf Schloß Neuhof, auf Bonaventura's Stiefvater, auf seine bald erwartete Mutter, zuletzt auf Klingsohr, von dem man wußte, daß er gewaltsam nach dem Kloster Himmelpfort zurückgeführt worden. Ein Leben im Gasthof stört freilich bald jede Sammlung. Hier ein Zimmer, wo ein Trauernder weint, nebenan eines, wo ein Musterreiter die neuesten Modearien singt — Letzteres geschah wenigstens jetzt unserer kleinen Gesellschaft. Ein gewisser Mann nebenan, der

sich eben rasirte, hatte zufällig einmal die Namen seiner Nachbarn nicht zu erfahren begehrt und so kam es, daß er, verloren in die täglichen Geschäfte, die ihn erst mit Herrn von Terschka, jetzt schon mit allen umwohnenden Adeligen verbanden, ja ihn schon auf Schloß Neuhof beriefen, sich seinen Bekannten nicht sofort als Löb Seligmann aus Kocher am Fall zu erkennen gab. Er sang sich selbst wohlgefällig vorm Spiegel an: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön!" oder jodelte plötzlich von Extrapostideen gehoben das damals neue: „Ho, ho! So schön und froh! Der Postillon von Lonjumeau!"

Im Pfarrhause bei Norbert Müllenhoff fand Bonaventura schon zwei Zimmer für sich hergerichtet, Zimmer, in deren Ausstattung er die liebende Sorgfalt aller der Menschen erkannte, die ihn hier, und namentlich auf den Adelssitzen, voll hoher Spannung erwarteten. Es waren zwei einfache Wohnzimmer eines neugebauten massiven Hauses, mit einem Comfort ausgestattet, der vorzugsweise Spuren vom nahen Westerhof und vom Stifte Heiligenkreuz trug. Die Namen Paula, Benigna, Armgart glänzten unter allen hervor, die der alte Tübbicke als die Stifterinnen dieser Herrlichkeiten nannte. Mit scheuer Spannung stand Norbert Müllenhoff in der Nähe. Er hatte die ihm eigenthümlich derbe Courage mehr nur nach unten hin; nach oben hin dann nur, wenn er der Masse gegenüberstand; ein einziges gesticktes Damentaschentuch mit dem Geruch von Esbouquet konnte ihn nicht nur im Salon, sondern sogar im Beichtstuhl stutzig machen.

In diesem Müllenhoff fand sich Bonaventura bald zurecht. Er vertrat die Richtung, die Michahelles auch bei ihm vorausgesetzt hatte, die neue Richtung einer fast burschikosen Verachtung alles dessen, was mit Bildung und Aufklärung verbunden ist. Müllenhoff's jeweiliges grelles Auflachen, das ihm eigen

war, wenn er einen seiner Einfälle selbst allzu schlagend fand, charakterisirte ihn sofort; nichts charakterisirt mehr, als die Art, wie wir lachen. Hier fehlte selbst die Koketterie, die doch noch Beda Hunnius mit der Poesie trieb. Die jungkatholische Richtung renommirt mit Verachtung jeder Beziehung ihrer täglichen Denk=, Rede= und Thätigkeitsweise zu dem, was dem Geist der Aufklärung angehört. Gleich die Frühstücksbutter, die seine Aufwärterin zu einem zweiten Frühstück für ihn und seinen Gast hereinbrachte, schob Müllenhoff mit den Worten zurück: Nehm' Sie nur gleich die Butter mit! Frische soll's sein! Die da riecht — toleranzig!

Bei diesem Frühstück erschienen die zuvorkommenden Besuche des Herrn Levinus von Hülleshoven, des Herrn von Terschka, des Grafen Münnich. Andere der umwohnenden Adeligen kamen, Geistliche, sämmtlich in stattlichen Kutschen. Auch die drei ältesten Stiftsdamen von Heiligenkreuz fuhren vor. Schnell hatte sich die Kunde von des jungen Domherrn so sehnlichst erwarteter Ankunft verbreitet. Die Räumlichkeit wurde vor Gästen fast zu klein; die Fremden, die den Längstersehnten begrüßen wollten, konnten vor Ueberandrang nur eine kurze Weile bleiben. Gesprochen wurde über die Zeit, über den Kirchenfürsten. Durch alles hindurch, was Bonaventura von Aeußerungen des Fanatismus vernahm, tönte wie ein Grundaccord Paula's gottbegnadeter Zustand. Dagegen verschwand selbst die Erbfolgefrage. Es fielen Fragen, wie die: Ob die Gräfin nicht kürzlich wieder „die Besuche ihres göttlichen Bräutigams" empfangen hätte? Dabei beobachtete man nicht nur die Mienen des antwortenden Onkel Levinus, sondern — das Erröthen des Domherrn. Man hatte von Bonaventura die Vorstellung eines Fanatikers, eines parteinehmenden Zeloten, der, wie ihm schon im Sommer Michahelles angedeutet hatte, seine bereits allen bekannte seelische Be=

ziehung zur ekstatischen Gräfin zu einem noch festern Seelenbunde knüpfen, die noch unbestimmt tastende Gefühls- und Anschauungswelt derselben regeln, ihre Visionen und Heilkräfte in ein vollgültigeres Zeugniß für die wiederum prophetisch gewordene Zeit und den Triumph der Kirche verwandeln würde. Er sah diese Gleisnerblicke, dies süße Lächeln; er hörte dies bedeutungsvolle Seufzen, das bei allem Schein der Demuth mit einem festen und sichern Gange auf ein gemeinschaftliches Ziel losging, über das man sich nicht einmal in offen ausgesprochener Verabredung und innerhalb klarer Geständnisse befand. In einem stattlichen Wagen, zwischen dem Onkel Levinus und Terschka, fuhr Bonaventura dann selbst auf Schloß Westerhof.

Die Prüfung, Paula im kleinen Kreise oder gar allein wiederzusehen, wurde ihm beim ersten Gruße vom Schicksal erspart. Er fand sogleich ganz Westerhof in festlicher Bewegung. Die Damen der Gegend, vorzugsweise vom Stift Heiligenkreuz, waren in Toilette versammelt; Paula stand von jungen Mädchen, von Frauen und Matronen umgeben.

Einen Schritt trat sie vor und reichte Bonaventura die Hand ... Endlich Traum und Erfüllung —! Schmerz und Seligkeit —! Und wiederum nur — Seligkeit und Schmerz!

Mit den Jahren waren beide gereifter geworden. Sie erblüht zur hehren Jungfrau. Er ein Mann — Ein Mann? Ein Priester! Angewiesen, Segen zu ertheilen, anderer Glück zu heiligen und — selbst zu entbehren. Rings ein Reden und ein Grüßen und ein Durcheinander der — Bewirthung —. Aber Paula, die war es doch! Ihr Seelenfreund von vergangenen Tagen, der war es doch! Ihr Erröthen und das seine — es war ein Roth, als beschiene beide die Sonne in ihrer heiligsten Frühe, Aufgangsglanz vom Osten, ein Sonnenstrahl vom fernsten Ganges her. War das noch der Winter um sie? Zwei Seelen grüßten

sich, die in diesem Augenblicke dort weilten, wo die Nachtigallen schlugen!

Und Armgart hielt sich in der Nähe. Sie fühlte alles schon ahnungsvoll und schwärmerisch mit. Sie hielt Paula, daß sie vor Ueberseligkeit nicht schwankte. Wie Epheu schlang sie sich um ein lebendig gewordenes Marmorbild.

Die Geisterjungfrau sprach dann. Sie sprach heute mehr denn je ... Was sie sprach, Bonaventura hörte es wol, aber er verstand es nicht. Auch Armgart plauderte ihm noch unverständlich. Wie von einem Wirbel umgetrieben, so stand er. Armgart sah den Vielbesprochenen zum ersten mal. Die einfache Tracht! Nur ein langer schwarzer Rock; altmodisch der Schnitt; die Weste hochgehend, wie die Regel es will; das Haar entstellt. Nichts, was anziehen konnte, als die Gestalt nur und der edle Ausdruck des Hauptes. Armgart starrte alledem und horchte seinen Worten, deren Klang ihr sofort wie Melodie erschien; was Paula liebte, liebte sogleich auch sie.

Der Himmel öffnet zuweilen durch Engelhand seine Pforten. Dann strömt über die Menschen einen Augenblick überirdischer Glanz und ringsum ist dann auch wirklich zuweilen die feierliche Andacht da und das heilige Verständniß. Diese kluge Welt! O, sie wußte schon alles, was hier verborgen oder zu verbergen war. Ein einziger geisterhafter Augenblick sprach im stillen zu allen: Er kennt diese tiefblauen Augen, kennt den feuchtschimmernden Glanz derselben, die dunkeln Augenwimpern, die, wie die Schwingen auch der Seele Paula's, nicht unruhig flattern, sondern ruhig über ihrem blauen Himmel thronen. Nun staunt er doch wol, daß sich diese Augen immer noch schließen und mehr noch als sonst schon in die Ferne sehen können? Und ziert dich denn, du vornehme Jungfrau, immer noch dieselbe Schüchternheit, derselbe zagende Muth, der alles duldete, selbst wenn die

böse Lucinde, von welcher hier mancher wußte, ihre Stellung vergaß und Befehle ertheilte, wo sie deren nur zu empfangen hatte —? ... Verständigungen des Herzens konnten nur im Blicke liegen. Einen Schleier nach dem andern, der das ja auch kaum Auszusprechende verhüllte, wob schon sogleich wieder das Leben in der buntesten Fülle seiner Anregungen. Da gab es zu besprechen! Die nächste und entfernteste Zukunft Paula's! Die Zeit selbst mit ihren ringsum ertönenden verworrenen Stimmen! Und die Prophetengabe der Herrin des Schlosses, auf deren Namen wol noch mehr Wunder und Voraussagungen gingen, als in Wahrheit begründet waren, wie verbreitete die stete Erinnerung daran eine allgemeine Aengstlichkeit und Beklemmung! Auffallend erschien, daß sofort mit Bonaventura's Ankunft in Paula ein gehobener Schwung kam, der die Kraft des Geistes über den Körper zu stärken schien. Schon am ersten Tage hielt sich die Leidende über der versammelten Menschenmenge empor und erlag nicht dem Drucke derselben, der sie sonst in solcher Lage plötzlich immer entschlummern machte. Das nahm zu, wurde besser von Tage zu Tage. Sie erlag seltener der räthselhaften Krankheit ihrer Nerven. Was so mancher schon im stillen von der Ehe gesagt, sie wäre ein Ausweg, um die Gräfin völlig zu heilen, zeigte sich dem Schärferblickenden annähernd. Statt einer Steigerung der Neigung zum Traumschlaf trat eine Minderung ein.

Die erste Messe zu St.-Libori, die erste von der Kanzel gesprochene „Application“ kennen wir schon. Auch hier riefen sie die Wirkungen hervor, die von Bonaventura's Auftreten unzertrennlich schienen. Der ihn schon wie gefangen nehmende Kreis von Bekanntschaften wuchs. Seine Oberaufsicht über den Gang der kirchlichen Angelegenheiten in diesem Sprengel war dagegen mehr eine formelle Pflicht. Bonaventura erkannte dann auch zu

sehr die Heftigkeit seines untergebenen Pfarrers, um mit einem Naturell zu streiten, das nicht zu ändern war und das für seine Unarten sofort als Vorwand gleich heilige Namen wählte. Gegen Uebertreibungen half ihm Ironie. „Denken Sie das —?“ „Ziehen Sie das also wirklich vor —?“ sagte er oft lächelnd. Von Witoborns Geistlichen und Mönchen kam Bonaventura regelmäßig heim wie aus einem Kriegslager.

Die stillen Abendstunden auf Schloß Westerhof wurden dann glückseligste Momente. Terschka, Benno, Thiebold theilten sie, und da nicht immer Armgart zugegen war, blieb Paula der alleinige Mittelpunkt. Armgart wurde dann freilich für Bonaventura mit der Zeit eine befremdende, ihm nicht ganz sympathische Erscheinung. Zwischen Westerhof und Heiligenkreuz wanderte sie oft allein, ohne die mindeste Furcht, selbst wenn sie durch einen ansehnlichen Wald gehen mußte. Bonaventura kannte ihren Entschuß in Betreff ihrer Aeltern. Er sprach von ihrer Mutter und von ihrem Vater mit gleicher Unbefangenheit. Eine Parteilichkeit Armgart's für Benno entdeckte er nicht; mehr noch für Thiebold, am meisten, auffallenderweise, für Terschka, der ihm gleichfalls neu war und sogleich nicht erklärbar wurde. Terschka nannte Armgart eine Cactusblume. Der Onkel erläuterte: „Brennendroth und von einer schönen Zeichnung, aber gewächsen auf einem gefahrvoll stachlichten Stamm!“ ... Nun geht es so, daß Menschen, gerade wenn sie das Bedürfniß haben, sich aneinander anzuschließen und sich gegenseitig einen hohen Werth einzugestehen, doch nur durch Reibung und Aneinanderstreifen sich nähern. Bonaventura hatte noch nichts von Thiebold's Buße vernommen und nur ewig Terschka und Terschka nennen hören — Wäre das möglich! sagte er sich. Armgart, ein Mädchen wie ein Thautropfe, und dennoch, dennoch eine so schnelle Wandelung —? Hier lag ein Räthsel vor und er er-

klärte sich's aus der Schwäche des weiblichen Gemüths und zürnte deshalb Armgart und strafte sie schon oft oder „trumpfte sie ab“, „duckte“ sie, wie es die Tante Benigna mit wahrer Genugthuung nannte; freilich nur durch ein Lächeln that er es oder eine kurze ironische Zwischenfrage.

Ehe hier tiefere Blicke und Verständigungen folgten, kam die bange Fahrt zum Schlosse Neuhof, an dem Sonntage, als es hieß: der Kronsyndikus ist im Arm seines plötzlich angekommenen Sohnes, des Präsidenten, verschieden. Die schuldige Rücksicht verlangte, daß Bonaventura den zweiten Gatten seiner Mutter auf diese Nachricht sofort besuchte. Daß die Mutter nicht mitgekommen war, wußte er. Er traf seinen Stiefvater in der ganzen Erregung, die ein längst vorausgesehener Fall, dessen endliches Eintreten man sogar den Umständen nach wünschen mußte, zuletzt doch noch hervorzubringen pflegt. Der Präsident war auffallend gealtert. Er begrüßte Bonaventura mit so viel scheinbarer Herzlichkeit, als ihm zu Gebote stand. Seine Gesundheit erklärte er nicht für die beste, sprach von Reisen nach dem Süden, vom Abschied, den er nehmen wollte, von den Schwierigkeiten, die sich bei Abwickelung seiner Erbschaft ergäben, von dem Mistrauen, das ihm infolge des Kirchenstreits hier um seiner amtlichen Stellung willen bald entgegentreten würde. Er brachte Nachrichten vom Kirchenfürsten, der sich in seiner Gefangenschaft mit Ruhe in sein Schicksal ergäbe, wäre er sich doch bewußt, wie er sagte, Anlaß einer Aufregung gewesen zu sein, die seinen Grundsätzen zugute kam; er rauche seine Pfeife, erzählte der Präsident, ginge auf den Wällen der Festung spazieren und wünsche nicht einmal die politischen Demonstrationen, die der Adel der diesseit und jenseit des großen Stromes gelegenen Provinzen beim Landesfürsten unternähme — „sie könnten ja nur in jenem revolutionären Sinne gedeutet werden, den er

nie befürwortet hätte; denn die Kirche hätte nichts mit der neuen Richtung des Lamennais gemein, sie wäre alt genug und könnte noch immer warten, bis ihr eine reingeistige Hülfe käme" ... Von Bonaventura's Mutter sagte der Präsident, sie würde auf dem Schlosse, das sie nie besucht hatte, gleich nach dem Begräbniß eintreffen. Der Präsident war kälter, wortkarger, verschlossener denn je geworden.

Am Begräbnißtage saß Bonaventura in dem Trauerwagen neben seinem Stiefvater. Wohl sah er, daß selbst diese starren Züge erregter wurden, als sich der Zug dem Düsternbrook näherte. Als die Scene an der Eiche vorfiel, erblaßte der Präsident, das Wort erstarb auf seinen Lippen; in eine Ecke gedrückt, wartete er ab, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als die Störung vorüber war und ihm Bonaventura zu seiner Beruhigung die leisen Worte sprach: „Paulus sagt: Der Tod ist der letzte Feind! Nun wird ja Friede sein!" ... Zum Kloster Himmelpfort gehörte eine große, nicht ungefällige, lichthelle Kirche. Sie lag an der Spitze eines der Winkel, die durch ein großes Viereck gebildet wurden, durch eine Mauer gebildet, die das Kloster einschloß. Das Kloster selbst, ein zweistöckiges Gebäude, mit einem Thürmchen versehen, gehörte dem siebzehnten Jahrhundert an, die Kirche dem achtzehnten. Ringsum standen Obstbäume; im Innern des Klostergartens waren die Beete mit Stroh belegt und deuteten eine freundliche Vegetation für den Sommer an. Hinter einem dieser kleinen Fenster, die ringsum das viereckige Gebäude erhellten, wohnte Klingsohr. Ihn sah man nicht unter den Franciscanern, die den Sarg begleiteten. Auch den Bruder Hubertus, auf den Bonaventura nach allem, was er über den „Abtödter" durch Klingsohr und Jodocus Hammaker wußte, begierig sein mußte, konnte er weder beim Beginn des Zuges

noch jetzt entdecken und an der verhängnißvollen Eiche war gerade ihm der Anblick entzogen gewesen, den die andern Wagen ungehinderter hatten, der Anblick, wie unerwartet und plötzlich auftauchend Hubertus mehr der Störung durch den Musikanten, als der Anrede des Sarges durch einen andern Störer der Todtenruhe, den Küfer, ein Ende machte. Diese Klosterkirche diente als Erbbegräbniß vieler ringsum wohnenden Adelsfamilien. Bilder sah man, Seitenaltäre und Beichtstühle, keine Säulen oder Bogen. Der Hochaltar war im Stil der Franciscanerkirchen — jeder Orden hat seine eigene Weise, seine eigene geistige und physische Farbe sogar, die er seinen Kirchen anhaucht. Bei den Franciscanern ist alles braun, mäßig vergoldet, hier und da ein blaues Band etwa an einer Maria, ein weißer Schimmer etwa von einer Taube, die über dem Tabernakel schwebt; regelmäßig steht der Ordensstifter vor dem Crucifix mit dem bekannten ekstatischen Liebesblick der Ergebenheit, mit seiner auf das Herz gelegten linken Hand; der Fußboden ist von Stein, die Wände sind weiß, nur hier und da vom Ruß der Lichter angeschwärzt; das Ganze einer solchen Franciscanerkirche macht dem Volk einen eingehenden Eindruck durch eine gewisse altfränkische Einfachheit, wie die Heimlichkeit alter, von Großältern ererbter, braungebeizter Möbel mit geschweiften Bogen, bronzenen Schlüssellöchern und Ringen an den Schubläden. Hier denn war es, wo der Kronsyndikus in die Gewölbe gesenkt wurde. Das über ihn Unausgesprochene, von allen Gefühlte verklang im Brausen einer stattlichen Orgel. Der Provinzial-Guardian fand auf dem, bereits im Schlosse von Weihduft überräucherten, Sarg selbst jenes Stückchen Tuch nicht mehr; es mochte in den Schnee gefallen sein und wird im Schmelzen desselben an der Frühlingssonne vermodern.

Da Bonaventura den Mönch Klingsohr besuchen wollte, be-

hielt er eine von den Trauerkutschen zurück. Der Präsident versprach, bald auf Schloß Westerhof bei seiner Cousine Paula zu erscheinen und dann auch sogleich in Begleitung der bis dahin vielleicht angekommenen Mutter Bonaventura's.

Bald wurde von Bonaventura der ehemalige Graf von Zeesen, der jetzige Pater Ivo, entdeckt. Klingsohr hatte ihm im vorigen Jahre dessen Geschichte erzählt. Er wußte, daß seine ehemalige Verlobte als Schwester Therese bei den Karmeliterinnen in der Residenz des Kirchenfürsten wohnte. Ein hagerer, blasser Mönch kam mit einem Weihwedel daher und wehte durch die Luft, als stäubte er auch diese rein. Die Gäste, das Gesinde, die nachdrängenden Landbewohner hatten die Kirche schon verlassen; nur einige Arbeiter waren geblieben, die über die Oeffnung, in welche der Sarg des Kronsyndikus hinuntergelassen worden, wieder die Steinplatte zu legen hatten. Es war etwa nach drei Uhr. Die Brüder hatten auf dem Schlosse ein „Frühstück im Stehen" eingenommen. Ob da wol noch Pater Ivo, der im Leichenzuge nicht gefehlt hatte, das Brustbild seines alten Freundes Jérôme mochte erkannt haben? Auf Schloß Neuhof summte er, ohne aufzusehen, Lieder zum Lobe Mariä; auch hier that er es. Niemanden blickte er dabei an, niemanden gab er Antwort. Er lebte nur sich und Maria. Sein Eigenthum war an die Landschaft gegeben worden für eine Irrenanstalt, deren die Provinz — immer dringender bedürftig wurde —! An der Oeffnung, in deren Tiefe der silberbeschlagene Sarg blinkte, mußten wol eine große Menge „Melusinen" sitzen — wie huschte er dahin mit seinem Wedel und jagte die Unheiligen fort!

Es ist Pater Ivo! sagte ein junger Mönch, auf Bonaventura zutretend. Er ist irr', wie Sie wol sehen, Herr Domherr!

Der junge Mönch nannte sich Pater Quirinus. Er hatte ein Bund Schlüssel in der Hand, wollte erst die Schränke schlie-

ßen, in welche der Guardian seine Meßopferkleider, die Mönche die Requisiten der Räucherung des Sarges und die Tücher gelegt hatten, auf denen er ausgestellt gestanden; dann galt es noch, das Hauptportal der Kirche zu schließen — für die Arbeiter und Betbedürftigen gab es eine kleine, versteckte, allen Bewohnern der Gegend bekannte Nebenthür.

Bonaventura sah sich erkannt, sprach sein Verlangen aus, den Pater Sebastus zu besuchen, und willigte gern ein, die vom Guardian zu erbittende Erlaubniß dazu so lange abzuwarten, bis Pater Quirinus sein Geschäft beendigt haben würde. Er begleitete ihn auf seinem Rundgange hinter die Sakristei.

Mit der größten Unbefangenheit sagte der junge, frisch und blühend aussehende Mann in einer auffallend gewöhnlichen Sprechweise: Unser Bruder Hubertus ist nicht zugegen! Er kam gerade recht von einer Reise, um die unverschämte Störung durch den Musikanten abzutrumpfen! Viel lügt man auch über den Kronsyndikus! Wir hier müssen ihn schätzen! Manches, was Sie hier an Gold und Silber sehen, haben wir von ihm in seinen letzten Tagen bekommen!

Dem für einen Geistlichen fast zu resoluten jungen Mann erwiderte Bonaventura: Als sich der Verstorbene vor einigen Jahren sein Erbbegräbniß neu herrichten ließ, widersprach, hör' ich, der selige Provinzial Henricus und schrieb deshalb nach Rom —

Ganz recht! erwiderte der junge Mönch. Aber Cardinal Ceccone schickte durch Vermittelung des Ministeriums den Spruch der heiligen Pönitentiarie und der Kronsyndikus legte eine Generalbeichte ab, die an unsern Ordensgeneral nach Rom gegangen ist. Seitdem kam der Befehl, ihm keine der geistlichen Wohlthaten zu entziehen.

Der junge Mönch machte Anstalt, Bonaventura alles zu zei-

gen, was die Kirche an alten Bildern, kostbaren Gefäßen und gestickten Gewändern besaß. Bonaventura ließ es geschehen. Konnte er sich doch indessen in die Vorstellung finden, diesen aufgerissenen Fußboden da im Zusammenhang — mit Rom zu wissen! Cardinal Ceccone, der politische Lenker der Geschicke des Kirchenstaats — neben ihm der Großpönitentiar und Oberinquisitor der ganzen katholischen Welt — dann der General der Franciscaner — drei höchste Würdenträger der Kirche betheiligt an dem aufgedeckten Leben eines deutschen Adeligen! Dort vielleicht alles enthüllt, was hier der Welt unbekannt blieb! Dort vielleicht alle Schleier hinweggezogen, die seit Jahren über dem Leben auf Schloß Neuhof hingen! Dort vielleicht die Gründe auch bekannt, warum seit Jahren schon der Dechant nur mit dem Ausdruck des größten Mismuths seines alten Freundes, des Kronsyndikus gedachte! Dort vielleicht auch — ein Zusammenhang — es durchzuckte ihn das flüchtig — mit jenen Drohungen, die Lucinde gegen ihn selbst auszustoßen gewagt —?

Der junge Mönch entfaltete kostbare Meßgewänder, warf sich sogar eine „Kasel" um und zeigte mit wohlgemuther Freude, wie schwer sie an echtem Golde war. Die ist noch nicht zu alt! sagte er. Die verstorbene Frau von Wittekind hat die köstliche Arbeit, die in Paris gemacht worden ist, vor vierzig Jahren gestiftet.

Eben ging Pater Ivo leise singend vorüber, huschte mit dem Weihwedel und jagte die Geister fort. Lachend sah ihm Pater Quirinus nach, während Bonaventura in Rührung stand. Beim Oeffnen der übrigen Schränke, beim wiederholten Anlegen der kostbaren Gewänder durch den jungen Pater erkannte Bonaventura einen oft vorkommenden Fehler seiner geistlichen Brüder, Eitelkeit auf den malerischen äußern Schmuck ihrer Costüme beim Cultus. Die Mönche vom Kloster Himmelpfort lasen

ringsum in kleinen Kapellen die Messe . . . Rom hält die Menschheit an tausend Fäden! sagte er sich.

Als der junge Mönch eine Anzahl Gefäße aus dem Verschluß doppelter und dreifacher Schlösser hervorholte, fragte er ihn: Warum traten Sie eigentlich in den Orden?

Das war mir eine gute Versorgung! erwiderte der junge Mann. Ich bin armer Aeltern Kind, wollte studiren, brachte mich kümmerlich durch und hatte keinen Muth, auf die Universität zu gehen. Ich wollte ins Postfach, meldete mich und wurde wegen Ueberfluß an Meldungen nicht angenommen. Eine Braut, die ich hatte, wollte nicht länger warten und heirathete mir vor der Nase weg einen andern. Das verdroß mich. Ich wußte nicht, was anfangen, und ging ins Kloster. Zwei Jahre war ich Novize. Jetzt hab' ich die Weihen erhalten und bin versorgt.

Sie wollen nicht höher hinauf? Haben keinen Ehrgeiz? fragte Bonaventura, erstaunt über diesen Mangel jeder Empfindung bei einem an sich doch traurigen Geschick.

Nein! war die unbefangene Antwort.

Also gibt Ihnen der Schmerz über die Täuschung durch Ihre Liebe diese Kraft, so zu entbehren und zu entsagen?

Meine Braut handelte ganz vernünftig! Ich hätte erst zehn Jahre auf eine Anstellung beim Post- oder im Steuerfach warten müssen! Jetzt hab' ich mein Brot; freilich nur für mich allein — das kann man aber ertragen!

Währenddessen schloß der junge wohlgenährte Pater einen Schrank nach dem andern auf und zu, knixte erst jedesmal vor jedem geweihten Gegenstande, den er hervorzog, zeigte ihn dann, schloß ihn wieder mit einem Knix ein, alles nach derselben Cadenz und mit der größten innern Befriedigung.

Bonaventura konnte sich in eine solche Weihelosigkeit nicht finden. Er mochte noch immer glauben, daß hier nur ein Schmerz

so überwunden und daß vielleicht auch Pater Hubertus' Abrichtung für die Zufriedenheit an diesem Berufe gesorgt hatte. Auch Ihnen hat zu dieser wohlgemuthen Ergebung in manche Entbehrung gewiß Ihr „Bruder Abtödter" verholfen? fragte er.

Pater Quirin lachte. Na ja! sagte er. So kennen Sie also den alten Knaben? Er konnte sich lange nicht in den Frieden finden, den die Kirche mit seinem alten Feinde geschlossen, mit dem Kronsyndikus! Er machte sich auf Reisen zu schaffen und bettelte um Aufträge, um nur nicht hier zu sein. Allen ist aufgefallen, daß er gerade heute zurückkehrte und sogar für Ordnung sorgte. Knochen hat er wie Eisen — Aber nein, mich brauchte er nicht zu bändigen! Ich thue, was ich muß. Wir haben alle unsere leibliche Bequemlichkeit. Ich zeige Ihnen das Refectorium!

Entbehren Sie gar nichts? fragte Bonaventura im Weitergehen.

Gewiß nicht! antwortete Pater Quirinus und küßte mit gemachter Andacht eine Monstranz, die über und über mit Edelsteinen besetzt war und nur bei den höchsten Veranlassungen aus diesen wohlverwahrten Schränken genommen wurde.

Diese gleichbleibende Gelassenheit streifte in Bonaventura wiederum alle Blüten ab. Er konnte sich nicht finden und erinnerte wenigstens an den Zauber der Freundschaft und des Zusammenlebens in einem Kloster. Aber auch dem erwiderte der junge Mann: O nein! wir sind hier zusammen keine Freunde! Es ist auch gut so! Sobald wir uns einander anschließen, fangen wir an über unsere Verhältnisse Gedanken zu haben; dann verbittern wir uns vieles, worüber wir jetzt nicht grübeln. Jeder ist besser für sich!

Diese Freundschaften kommen also doch vor?

Selten! lautete die Antwort, während Pater Quirinus sich

umsah und jetzt leiser sprach. Sowie sich zwei Brüder allzu sehr aneinander anschließen, im Garten zu oft beim Spazierengehen zusammen gesehen werden, sowie man bemerkt, daß sie bei Tisch zusammensitzen wollen oder auch auf der an der Thür des Guardians hängenden Tafel über unsere Wochenverrichtungen zu häufig zusammenzukommen suchen, so werden die Leute getrennt.

Das ist ja eine Grausamkeit! wallte es in Bonaventura auf... Unterdrückt der einzige Trost der Einsamkeit — der freundschaftliche Austausch der Gedanken und Gefühle! Der Rückblick auf ein vergangenes Leben! Die gemeinschaftlichen Tröstungen an den Quellen des Wissens und des Denkens —! Aber Bonaventura durfte alles das nur durch Seufzen ausdrücken und sagte sich im stillen: O die Menschennatur ist im Durchschnitt doch ganz so wie bei diesem jungen Manne! Was ist bei Tausenden ihre geistige Meinung! Nichts als — ihr Bedürfniß nach Erhaltung, Ernährung, Unterkunft! Solche Institutionen wie die Klöster glaubt' ich auf Felsen gebaut und ich sehe: Einen Beutel mit Geld in der Hand und sie lassen sich wie Kartenhäuser umblasen!

Durch einen Seitengang kam man aus der Sakristei in das Kloster. Ein Kreuzgang von altem, morschem Holz führte hinüber zu ihm. An der Wand der Kirche hingen, allemal gegenüber einer Oeffnung an der andern Seite, welche in einen mit Schnee bedeckten Garten hinausging, Bilder, die von einem Tüncher verfertigt schienen und Wunder des heiligen Franciscus vorstellten. Schon aus der Jahreszahl 1707 konnte man sowol den Geschmack der Malerei wie den Stil der Unterschriften erkennen. An die Poesie eines winterlich romantischen Klosterkreuzgangs, wie ihn unser L e s s i n g gemalt hat, war hier nicht zu denken. Eine hölzerne Gitterthür führte ins Kloster. Pater Ivo schlenderte wieder leise singend in einem der langen Gänge und Quirinus sprang fast wie ein Tänzer, trotz seiner langen Kutte,

voraus, um dem Provinzial-Guardian Maurus die Meldung zu machen. Einstweilen trat Bonaventura in das Refectorium. Es ähnelte einem Wirthshauszimmer auf dem Lande mit alten Holzpfeilern, mächtigem Ofen, Stellagen zum Aufschichten der Eßgeräthschaften. Von hier aus sah man durch kleine Scheiben in den innern, strohbedeckten Garten.

Bonaventura sehnte sich, ein Wort der Ermunterung mit Sebastus zu sprechen. Aus Lucindens Beichte wußte er ja, daß er hatte nach Belgien entfliehen wollen. Sie hatte ihm sogar nicht verschwiegen, daß sie selbst Sebastus überredete, zu den Jesuiten zu entfliehen. Daran nun zu erinnern war Bonaventura aus Rücksicht auf die Beichte verboten. Alles, was er etwa Lehrreiches, Warnendes, Ermunterndes gerade über diesen Punkt mit dem Convertiten hätte sprechen können, mußte ausdrücklich von ihm unterlassen bleiben. Als Beichtvater durfte er nicht mehr von ihm wissen, als was Sebastus selbst voraussetzen konnte. Er mußte — unwahr sein.

Die in Reihe und Glied aufgestellten steinernen Bierkrüge der Mönche musternd, hörte er Quirinus' Rückkehr. Dieser kam bestürzt. Er sagte, Pater Sebastus hätte eine Pön verwirkt und sollte niemanden sprechen; der Provinzial würde sogleich selbst erscheinen und sich dem Herrn Domherrn entschuldigen.

Bald auch kam Pater Maurus. Aeußerlich war er nicht zu unterscheiden von allen andern Mönchen. Man kann in Rom auf der Via Appia in einem Omnibus voll Bauern aus Tivoli fahren, hat neben sich einen einfachen Mönch in weißem Kleide sitzen und ahnt den großmächtigen General der Dominicaner nicht. Pater Maurus war ein hoher, starkknochiger Mann. Seine buschigen und schwarzen Brauen lagen trotzig über den funkelnden Augen, die sich den Ausdruck der Unterwürfigkeit gaben. Sein Lächeln erstarb immer ebenso rasch wie es kam.

Eher glich dieser Mönch einem Gefängnißwärter als einem Boten des Friedens.

Pater Quirinus zog sich zurück. Der Provinzial und der Domherr setzten sich auf die nächsten Holzschemel. Vergebung, Herr Domherr, sagte der Provinzial, wir haben mit dem Pater Sebastus einen schweren Stand! Die Regierung lieferte ihn uns zurück aus der Residenz des Kirchenfürsten mit dem Bedeuten, ihm jede schriftstellerische Thätigkeit zu untersagen, jede Theilnahme an unserm gegenwärtigen traurigen Kampfe. Die Weisung war überflüssig, da der Pater ohnehin erkrankte und uns eine Zeit lang ernste Besorgnisse einflößte. Seit einiger Zeit geht es ihm besser; wir ließen ihn in der Krankenstube, weil er, in seine Zelle zurückgekehrt, seine Pflicht, Nachts zwölf Uhr aufzustehen und in den Chor zu gehen, um zu singen, dann wie jeder andere hätte erfüllen müssen. Heute in aller Frühe besuchten ihn zwei Fremde, ein Jude und jener Mensch, dem wir vor wenig Stunden den frechen Auftritt im Düsternbrook verdankten. Ich nehme Ihr Vertrauen in Anspruch, Herr Domherr! Denken Sie sich die Verabredung! Jenes Stück Tuch, das der Störenfried auf den Sarg zu legen wagte, bekam er von unserm Pater, dem Sohn des damals so unglücklich, wie man jetzt für ganz gewiß weiß, nur im Wortwechsel und nach einer offenen Gegenwehr Gefallenen. Dafür verlangte er von jenem Juden sowie von dem Küfer — sein Name ist Stephan Lengenich — die Mittel zur Flucht —

Wie erfuhren Sie das? war eine Frage, die Bonaventura mehr aus Schreck aussprach, als in Voraussetzung, daß die Gespräche, die im Krankenzimmer gehalten wurden, belauscht werden könnten. Erst als er Pater Quirinus an der zufällig aufgehenden Thür des Refectoriums stehen sah, kam ihm die Vorstellung,

daß die etwa von ihm gestellte Frage ohne Beantwortung bleiben konnte.

Wir wissen es, Herr Domherr! sagte der Provinzial mit verdrossenem Blick auf die Thür. Wir wußten es schon in der Frühe. Ich hatte mir die Strafe nur einer ernsten Ermahnung für ihn vorgenommen. Seitdem jedoch eine heilige Handlung durch Mitwirkung des Paters gestört, eine ganze Familie, der er selbst früher so oft bekannt hat Dank schuldig zu sein, durch sein Zuthun unverantwortlich compromittirt worden ist, hab' ich ihm statt des Krankenzimmers die Strafzelle angewiesen. Ich kann nicht wünschen, daß Sie ihn in seinem gegenwärtigen Zustande sehen.

In welchem Zustande? fragte Bonaventura mit gesteigertem Bangen und folgte der Bewegung des Provinzials, der sein Ohr spitzte, als vernähme er irgendwoher einen Ruf. In der That hörte man in weiter dumpfer Ferne einen Ton wie einen Schrei um Hülfe.

Bonaventura mußte aufspringen und sich an der Lehne des Schemels festhalten. Das ist er? sagte er und deutete auf das Fenster, von wo der gellende Schrei gekommen war.

Er ist es! Ja! sprach der Provinzial mit kalter Ruhe. So tobt er in seiner Strafzelle und spricht im lauten und wilden Durcheinander. Ich lass' ihn binden, wenn er nicht schweigt —!

Lassen Sie mich zu ihm! bat Bonaventura.

Herr Domherr, diese Wohlthat wäre unverdient! Auch Sie würde er anfahren wie ein wildes Thier —

Nein, nein, wir kennen uns!

Sie würden uns die Züchtigung stören, die ein Pater verdient, der aus seinem Kloster entfliehen will!

Bonaventura stand mit schwindendem Bewußtsein. Er sah Abgrund und Nacht um sich her und jedenfalls im Benehmen

Klingsohr's — auch die fernwirkende, den Unglücklichen lockende Gewalt Lucindens! Sie hatte den Mönch, ihren ehemaligen Geliebten, in Knabentracht besucht! Ihr Lächeln, ihre muthige Rede — „um ihn aus meinen Bahnen zu entfernen“, hatte sie ihm frank und frei gebeichtet — hatte ihn zur Flucht überredet —! Sie hatte seinen Muth, seinen Ehrgeiz entflammt zu einer neuen Entwickelung seines immer noch reichen, wenn auch verirrten Geistes —! Eine Gelegenheit zur Flucht bot sich jetzt wieder —! So, wie er da die gräßliche Stimme vernahm, einen Hülferuf, der dem eines Ertrinkenden glich, so klang ihm in der Erinnerung sein eigener Seelenaufschrei, als an jenem Abend der Abreise ihn Lucinde plötzlich verlassen hatte und ein wilder Sturm durch seine Adern brauste — Zu ihr —! Zu ihr —! klang es auch aus Sebastus' Munde an sein Ohr. Besinnungslos ergriff er seinen Hut und bat wiederholt: O lassen Sie mich zu ihm!

Herr Domherr —! lehnte jetzt der Provinzial fast vorwurfsvoll ab. Wenn er sich beruhigt hat! Morgen! setzte er hinzu.

So bitt' ich — grüßen Sie ihn von mir! hauchte der liebevolle Priester, seufzend über die Nothwendigkeit, den Formen und Satzungen seiner Kirche sich ergeben zu müssen. Sagen Sie ihm, daß ich in dieser Gegend verweile, daß ich den ersten ruhigen Augenblick, den Sie mir anzeigen werden, benutzen und zu ihm kommen wolle! Versprechen Sie mir's!

Herr Domherr, sehr gern! sagte der Provinzial mit derselben Freundlichkeit, als handelte es sich um die Anzeige eines in völlig natürlicher Weise eintretenden harmlosen Ereignisses.

Und Bruder Hubertus? drängte Bonaventura, jetzt schon im Gehen. Vermochte der nicht sonst so viel über ihn?

Auch der ist ein Mitglied unsers Klosters geworden, erwiderte der Provinzial, verbindlich im Gehen die linke Seite nehmend,

mit dem wir unsaglich Geduld haben müssen! In Angelegenheiten einer Erbschaft, die er machte, war er verreist —

Einer Erbschaft, dachte Bonaventura, die Ihr statt seiner zu machen hofft! Als Beichtpriester trug er eine solche Last von Thatsachen in seinem Gedächtniß, daß er genauer nach einem Verhältniß fragen mußte, das er doch schon öfters, von Benno sowol wie von Hammaker, hatte erwähnen hören. Allmählich fand er sich zurecht und unterbrach die Erläuterungen des Provinzials: Ganz recht! Ich weiß! Das von einer Ermordeten geerbte Geld wird er dem Kloster geben —

Doch nicht! war jetzt des Provinzials verdrießliche Antwort. Dieser Hubertus hat wunderliche Seiten. Im Vertrauen gesagt, er hat einen dunkeln Ursprung. Man sagt geradezu: Seine Angehörigen sind auf dem Richtplatz gestorben! An einem Tage, wo eine Gaunerbande, zu der er als Knabe gehört haben mochte, aufgehoben, das Haus, wo sie sich vertheidigte, genommen und angezündet wurde, soll unser Bruder — sagt man, und sei es auch unter uns gesagt, Herr Domherr! — zwei Stock hoch aus dem Fenster gesprungen sein, in jedem Arm mit einem Kinde. Glücklich kam er mit den beiden Kindern zur Erde nieder, entrann den Flammen, entrann der Verfolgung, machte einen abenteuerlichen Lebenslauf, wurde ein an sich vortrefflicher Mensch, exemplarisch in seiner Aufführung, nur hat er störende Seltsamkeiten. Als Förster des Kronsyndikus erlebte er einen bittern Verdruß und wurde deshalb Mönch. Mancherlei leistete er schon unter Pater Henricus, meinem Vorgänger. Jetzt hat er sich in den Kopf gesetzt, die zwanzigtausend Thaler, die er ererbte von jener in Ihrer Stadt gemordeten Frau Buschbeck — sie nannte sich bereits wie sein Weib nach seinem Namen, während sie doch nur eine gewisse von Gülpen und nur seine Verlobte war — wenn irgendmöglich, jenen beiden Kindern zukommen zu lassen, die er

einst aus dem Feuer rettete, sobald sie sich nur noch entdecken ließen. Sie waren ihm, nachdem er sie im stillen erzogen hatte, abgenommen worden. Jetzt correspondirt er nach Holland, Frankreich, Italien, um ihre Spur zu finden. Ich schrieb nach Rom, ob ich ihm auf ein Jahr die Erlaubniß ertheilen kann, in die Welt hinauszuwandern. Bis die Antwort da ist, gestattete ich ihm vorläufig, auf eigene Verantwortung, die Reise nach Holland, von wo er jetzt zurückgekommen.

Unter diesen Mittheilungen waren beide, in der Ferne wieder verfolgt von dem leise singenden Ivo, an die kleine Thür gekommen, die den verborgenern Eingang zur Kirche bildete. Hier stand Bonaventura's Wagen. Mit einem Abschied, den der Provinzial so nahm, als wenn ein Offizier über seine untergebenen Mannschaften einem andern hohen Militär eine einfache conversationelle Mittheilung gemacht hätte, bestieg Bonaventura seinen Wagen; ein Bedienter in Trauerlivree war vom Präsidenten für den Stiefsohn des Hauses zurückgelassen worden. Er fuhr in schon heraufgezogener Dämmerung von dannen.

O ihr Klöster, seid ihr denn Zufluchtsstätten des Friedens und der reinen Menschenliebe —?! So tönte es in allseitig schmerzlichster Betrachtung durch Bonaventura's Inneres, als er in die schon dunkelnde Ferne hinausfuhr, hin- und hergeschleudert von den Furchen der Feldwege, die zurückzulegen waren, um nach Schloß Westerhof in kürzerer Frist zurückzukommen; denn der Kutscher glaubte diese Richtung einschlagen zu sollen. Erst nach einer Stunde, während durch sein Herz alle schrillen Accorde des Zweifels, alle klagenden der Wehmuth zogen, entdeckte er in der allmählich ganz hereingebrochenen Nacht die Absicht des Kutschers, klopfte ihm und befahl die Richtung zu nehmen nach St.-Libori ins Pfarrhaus. Wie sollte er Frieden bringen in die stille Abendgesellschaft des Schlosses! Wie den schrecklichen Ruf

nicht verrathen, der immer noch wie ein: Zu Hülfe! an sein Ohr tönte —! Ein anderer Ton schloß sich an, ein hochfeierlicher, der einst ertönen wird — — wenn am Tage des Gerichts die Lüfte Stimmen tragen werden und jenes Wort bestätigen, das ihm einst zu Kocher am Fall der Onkel gesprochen an dem schönen goldenen Sommermorgen: „Wenn ich mich zuweilen in unserer katholischen Welt umsehe, ist mir's, als sähe ich in alten Verließen die Gebeine der Geopferten modern —“

Und bei alledem schwatzte nun schon wieder Norbert Müllenhoff, daß er den Ankommenden mit Sehnsucht erwartet hätte, bot Pfeifen, Cigarren, Vesperbrot, Unterhaltung durch Zeitungen, Broschüren, durch seine eigene werthe Person, und legte ihm zuletzt sogar „mit Schüchternheit“ einen Versuch vor, wie die „Exercitien“ der Frau von Sicking seiner Meinung nach wol am besten zu organisiren sein würden. Von dem an seiner Thür heute früh ausgestellten Wachskindchen schwieg er wohlweislich, weil er nichts verrathen mochte von Gegnern, die innerhalb der Gemeinde, auf die Art ersichtlich, mehr seine Person als sein System fand. Bonaventura, erschöpft, geduldig an sich schon, nahm das Papier, um es in Muße durchzulesen. Er blieb eine Stunde auf seinem Zimmer. Um sich zu zerstreuen, schrieb er Briefe, las Rechnungen, Zeitungen. Zuletzt bereute er, nicht nach Westerhof gefahren zu sein. Selbst für Thiebold's schwaches Klavierspiel wäre er dankbar gewesen.

Beim gemeinschaftlichen Abendimbiß, den er nicht ablehnen konnte, mußte er dem Wirth, der fast immer allein das Wort führte, auf alle Gebiete der Seelsorge und Liturgik folgen und mußte ihm sogar in manchem Recht geben. So z. B. als er gegen die Einmischung der Dilettantenmusik in den Cultus sprach und sagte: Ueberhaupt, Herr Domherr, wenn ich höre, die Stiftsdamen von Heiligenkreuz wollen nächste Ostern wieder in der

Messe mitsingen, da kommt mich schon ein Grauen an! Ha, diese Eitelkeit! Diese Eifersucht! Diese Prätension! Jenes Fräulein will ein Solo singen, diese alte Comtesse nicht minder; nun kommt der Singdirector aus Witoborn und bringt mir diese Botschaft und jene; die eine ist heiser, die andere hat sich krank geärgert, gerade wie bei der Komödie! Und was spielt das heilige Altarsakrament dabei für eine Rolle! Wie die Affen müssen wir stehen und warten, bis die Damen auf dem Chore einzufallen die Gnade haben! Sursum corda! ruf' ich und diese Weibsen halten mir kein Stichwort! Hat sich bei einer die Spitzenmantille verschoben, so kann die heilige Wandlung warten, bis sothaner Schaden wiederhergestellt ist! Da bin ich für unsere einfachen Kapelljungen! Sagen Sie selbst, das ist doch frisch, ländlich und geht zu Herzen! Freilich muß auch da so ein Heidenkerl, ein Cantor, nicht dabei sein und wunder thun, als wenn unser Herrgott im Himmel zunächst nur für die Unterbringung der Instrumentalmusik zu sorgen hätte!

Bonaventura mußte des Eiferers lächeln, der in manchem Recht hatte, wenn er auch die neurömische Reaction wie Landsturm organisirt haben wollte. Mir ganz recht, sagte Müllenhoff, wenn wir, wie in Frankreich und Belgien, endlich auch die Jesuiten kriegen! Sie brauchen ja nur manchmal zu kommen, nur manchmal zu predigen und können dann immer wieder abziehen. Die Pfarrer hätten keinen Nutzen davon, sagen unsere aufgeklärten und faulen Collegen? Im Gegentheil! Die Jesuiten lassen durch ihre Predigten so viel Schrecken zurück, daß uns das auf Monate lang zugute kommt. Machen sie's zu arg, so können wir Pfarrer der Gemeinde immer sagen: Na, da seht ihr, so fegen euch andere; seid froh, daß ihr an uns so sanfte Flederwische habt! ... Sie waren ja wol auch früher Pfarrer auf dem Lande? setzte Müllenhoff hinzu und schenkte wacker ein.

Gewiß, gewiß! antwortete Bonaventura zerstreut und deckte sein Glas mit der Hand.

Müllenhoff erzählte seine Verhandlung mit den Gemeindevorständen, seine Reform des Finkenhofs, seine Stiftung des Jünglings- und Jungfrauenbundes, seine Gewohnheiten beim Beichthören, seine Uebungen im richtigen Rosenkranzsprechen und seine Heilung der „Kniesteifigkeit" —

Bonaventura's Lächeln und Schweigen nahm er für volle Zustimmung und beklagte nur, daß ihn, „im Vertrauen gesagt", der Umgang mit den vielen Vornehmen oft in ärgste Verlegenheit setze. Aufrichtig gesagt, warf er halb ernst, halb im Scherz ein, obgleich ich heute den Tanz zur tiefsten Hölle gewünscht habe, sollten wir doch — im Seminar wirklich ein bissel tanzen lernen! Es ist des Anstands und einer gewissen uns gar zu sehr fehlenden Manierlichkeit wegen!

Die Jesuiten lehren's ja! sagte Bonaventura. Aber wie wollen Sie dann, fuhr er fort, bei solcher Scheu Ihres Benehmens, die Exercitien halten mit so vielen vornehmen Herrschaften? Ueberhaupt, wie denken Sie sich denn diese Uebungen?

Die Exercitien dauern vier Wochen! sagte Müllenhoff. Die Herrschaften, einige zwanzig, wohnen für die ganze Zeit bei Frau von Sicking! Jeder Tag hat seine bestimmte Regel! Ich allein kann alle geistlichen Handlungen und Erweckungen nicht verrichten; Sie werden auf dem Papiere, das ich Ihnen gab, finden, wie ich mindestens noch drei bis vier Priester als Aushülfe hinzunehmen muß. Ich nehme sie mir aus Witoborn. Freilich muß ich dabei manche Rücksichten beobachten. Dem Provinzial von den Franciscanern darf ich die Ehre, einen Vortrag zu halten, nicht entziehen; sogar ein Gebet zum Schluß muß ich mir vom Bischof selbst erbitten. Mir, auf dessen Sprengel die ganze Veranstaltung fällt und der ich dadurch das Recht habe, die

Sache zu leiten und zu beobachten und mir dies Recht auch nicht würde nehmen lassen, mir behalt' ich die Montags- und Donnerstagserweckungen vor. Apropos! Ich habe mir eine methodische Schilderung des Fegfeuers, der Hölle und des Paradieses vorgenommen — Eine zeitgemäße und moderne Hölle! Hören Sie einmal: „Und nun, du beweinenswerther Verdammter, wird dir ein Sendbote Lucifer's, im glühenden Widerschein der Majestät Seines Herrn, entgegentreten und wird dir die «Stunden der Andacht» zeigen, die du in den Zeiten deiner Denkglaubigkeit das «Buch der Bücher» nanntest! Hast du auf Erden geglaubt" — Der Sprecher stockte, zog ein Concept aus der Rocktasche und las Bonaventura, der nicht wußte, wie ihm geschah, weiter vor: „Hast du auf Erden geglaubt, im Schatten einer Laube, von Bienen umschwärmt, unter dem Duft von Hollunderblüten dich vor dem wahren Hochaltar und dem Sanctissimum deines Schöpfers zu befinden, besonders wenn du dazu aus diesem deinen «Buche der Bücher» ein Kapitel über die Unsterblichkeit der Seele gelesen hattest, und gingst dann hin und begossest deine Blumen, etwa wie wenn du selbst ein solches «Lob deines Schöpfers» wärest, aber kein anderes heiliges Naß brauchtest, als deinen sentimentalen «Thautropfen», keinen andern Kelch, als die Gießkanne deiner angebeteten «Natur» —: dann, dann, du beweinenswerther Denkglaubiger, sollst du, umschwärmt von feurigen Hornissen, dein geliebtes Buch, die «Stunden der Andacht» wiederfinden als «Jahrhunderte der Qual», sollst sie auswendig lernen rück- und vorwärts, sollst sie in alle Sprachen übersetzen, selbst in die, welche du gar nicht gelernt hast, und wehe dir, wenn ein Iota fehlt, wenn von dir ein Zeitwort falsch angewendet, eine Feinheit der fremden Sprachen unbeachtet geblieben ist!" . . .

Hören Sie auf! Das ist ja mehr, als Nero und Busiris! rief Bonaventura in die Hände schlagend und laut lachend.

„Da kommen sie denn", fuhr Müllenhoff ungehindert fort, „diese Schmachtenden, diese Zärtlichen, diese Lavendelseelen, die über einen Käfer weinen konnten, den ihr Fuß im Grase zertrat, und dennoch keinen Blick, geschweige eine Thräne hatten, wenn sie stündlich ihren Gott, ihren Heiland und seine Gebote mit Füßen traten! Jene Schmachtenden, die ein Marienwürmchen liebkosen und bewundern können und Maria selbst nur für eine gewöhnliche Mutter wie andere auch halten! Jene Empfindsamen, die mit Freimaurermoral alle Todsünden zuflicken, alle Risse der Herzen mit phrasenhaftem Kalk und Mörtel zu verschmieren wissen! Ihre ruchlosen Devisen: «Thue recht und scheue niemand!» oder «Wir glauben all' an Einen Gott!» diese nichtswürdigen Gemeinplätze des Unglaubens, werden mit Flammenschrift an dem Vorhof desjenigen Theiles der Hölle stehen, der gerade extra diesen Patent-Seelen bestimmt ist! Riesengroß werden die Buchstaben sein, welche mit dreizinkigen Gabeln die Teufel schüren müssen, damit sie ganz so brennen, wie sie im Munde dieser Freimaurer lebten und nicht etwa lauten: «Thue recht und scheue dennoch Gott und seine Heiligen!» oder: «Es ist nur Ein Gott, in dem allein das wahre Heil!» O, des Jammerns dann, wenn diese Freimaurerseelen zu dem Gekreuzigten, dessen «einflußreiche Stellung» bei Gott sie nun wol erkannt haben werden, aufblicken und dann auch vor diesem um Titel, Orden und Beförderungen schmachten werden, statt dessen aber der feurige Osiris mit dem Ochsenkopf ihnen nachläuft, um sie zu umarmen als seine ägyptischen Brüder. Oder wenn ihre Logenschwester Isis, die «holde Mutter Natur», ihre gnadenreichste Allerseligste, ihnen zuruft: Hebt meinen bekannten Sais-Schleier! und sie sehen dann ihre geliebte Mutter aus hundert Brüsten Natur-Wohlthaten spenden, feuerspeiende Berge, Erdbeben, daherbrausende, aus den Schienen gegangene Locomotiven! Alle ihre Mittler und Erlöser werden ihnen zu-

winken mit den Wohlthaten, die gerade sie spenden können — Buddha mit der Kunst, hundert Jahre auf Einem Beine zu stehen, Sesostris mit Pyramiden, die erst auf ihren Leibern das sichere Fundament bekommen! Selbst ihr letzter Prophet, Lessing's Nathan der Weise, wird ihnen anbieten von den Waaren, die er gerade aus Damascus mitgebracht hat, vorzugsweise jenen Mantel mit dem rothen Templerkreuze, nämlich einen Mantel von Blei, so schwer, daß sie damit alle Greuel und Verbrechen zu tragen glauben sollen, die sie hienieden mit ihrem verschlissenen Humanitätsgarderobenstück der Liebe bemäntelt, beduldungelt und betoleranzelt haben —" ...

Genug, genug! rief Bonaventura; ich fürchte mich vor meiner Nachtruhe! Er deutete auf den Wächter, der die zehnte Stunde rief, und entfernte sich mit einem einfachen, alle Hoffnungen des Pfarrers auf Zustimmung und Beifall ironisch und zuletzt indignirt abschneidenden: Gute Nacht!

Jeden Morgen las Bonaventura die Messe. Bald in St.-Libori, bald in Heiligenkreuz, bald auf dem Schlosse. Dann besuchte er auch wol die Schule, war hierauf viel in Witoborn, wo ihm die schuldige Rücksicht gebot, diese oder jene hervorragende Persönlichkeit mehr als einmal zu besuchen. Beichtabnahmen hielt er nicht, so sehr auch mancher danach Verlangen trug.

Als er am folgenden Morgen nach Heiligenkreuz gegangen war, wo vor den Stiftsdamen von ihm die Messe gelesen werden sollte, fand er, als die heilige Handlung vorüber und er schon im Begriff stand, sich in der Sakristei zu entkleiden, Thiebold, der ihm die gestrigen Erlebnisse schildern wollte, soweit sie die ihm in der Beichte von Bonaventura vorgeschriebene Pflicht betrafen. Thiebold hatte vorausgesetzt, daß er dem Domherrn diese Mittheilungen in der entsprechenden seelsorglichen Form zu machen hätte, und suchte ihn deshalb, während er sich im Meßornate

befand, auf. Schon sehr zeitig mußte er mit seinem Einspänner aus Witoborn ausgefahren sein. Der Cantor fungirte für den alten Tübbicke, dem diese Frühwege sonst auch schon zu beschwerlich wurden.

Auf die Weisung, die der Cantor erhielt, beide allein zu lassen, begann Thiebold die Mittheilung all des Räthselhaften, das ihm gestern Armgart in der Kapelle angedeutet hatte, und wollte hören, ob nun doch noch eine Verpflichtung bestünde, seinem Freunde Benno die „stattgefundene Täuschung" mitzutheilen.

Bonaventura erwiderte nach erstem Sinnen über die Worte Armgart's: Ich glaube, lieber Herr de Jonge, daß Sie jetzt besser thun, diesen Gegenstand ganz fallen zu lassen. Ziehen Sie vor, Ihren Fehler durch desto innigere Beweise der Freundschaft für unsern guten Benno wieder gut zu machen! Armgart will nicht, daß Benno etwas von ihren frühern Empfindungen erfährt? Nun wohl! Dann um so besser, wenn ihn die gegenwärtigen des jungen Mädchens nicht enttäuschen. Zu jung und unklar noch in sich selbst scheint sie mir zu sein, als daß ihr Herz schon in dem Grade für irgendjemand sollte entschieden haben, um etwas auf die Beweise ihrer Gunst bauen zu können. Ein Mädchenherz in diesem Alter ist eine unbekannte Insel, die der Seefahrer, ungewiß, was sie birgt, mit Zagen betritt; bald hoffend, bald getäuscht geht er vorwärts, bei jedem Schritt entdeckt er Unerwartetes und findet sich erst nach langer Zeit in ihr zurecht. Zunächst wird das Wiedersehen ihrer Aeltern sie ganz in Beschlag nehmen. Ich höre, daß beide sich bald in dieser Gegend einstellen werden.

Wenigstens der Oberst! fiel Thiebold ein. Ich weiß es bestimmt von Hedemann. Er kann in acht bis vierzehn Tagen hier sein. Schon liegt an die städtische Behörde von Witoborn Hedemann's Gesuch vor, vorläufig die Wasserkraft der Witobach

auf Handpapier gehen zu lassen. Die Aufregung, die dieser Antrag in der Stadt hervorgebracht hat, ist ridicül. Alles intriguirt dagegen. In der heiligen Stadt Witoborn Papier fabriziren! Eine Erfindung des Satans befördern! Entschuldigen Sie, Herr Domherr, ich erzähle nur, was ich von Benno und den Offizieren „Bei Tangermanns“ gehört habe.

Bonaventura begriff vollkommen, was sich von einem so dumpfen Geiste, wie er ihn überall hier vorfand, voraussetzen ließ, und fügte hinzu: Aber auch Frau von Hülleshoven hat die Absicht, ihren Gatten nicht allein sich in die Lage versetzen zu sehen, Armgart so nahe kommen zu dürfen. An dem Tage, wo der Oberst in Witoborn eintrifft, ist sie jedenfalls hier in diesem Stift, wo sie eine Verwandte der Aebtissin der Hospitaliterinnen in Wien, ein Fräulein von Tüngel-Appelhülsen, aufzunehmen versprochen hat. Verrathen Sie aber nichts davon auf Westerhof! Sie kennen Armgart's Phantasie —

Ihr Gelübde! Die Aeltern sollen sich vereinigen oder es gewinnt sie niemand —!

Bonaventura schüttelte den Kopf. Noch immer die Grille, die er schon aus den Briefen kannte, die er in Kocher am Fall gelesen.

Auf viel mehr, als nur „auf Ehre“, versprach Thiebold sein unverbrüchlichstes Schweigen über die von zwei Seiten auf Armgart anrückende Prüfung und bot dem Domherrn dann seinen Einspänner an. Er wollte noch im Stifte bleiben und bei den Damen Besuch machen. Er erklärte, dann zu Fuß nach Westerhof zu gehen, wo er, wie beinahe täglich, zu Mittag speiste. Tante Benigna hatte ihn von dem Frühboten, der jeden Morgen in die Stadt geschickt wurde, bereits einladen lassen — ihn, nicht Benno! „Wir sind es Terschka schuldig“, sagte sie zum Onkel Levinus, der gegen die steten Zurücksetzungen Benno's bescheidene

Bedenken erhob, „daß wir auf den Bevollmächtigten Rück's keinen zu großen Werth legen —!"

Bonaventura mußte den Vorstellungen Thiebold's nachgeben, aus Rücksicht schon auf den Gaul, der bis Mittag hier sonst im Freien hätte zubringen müssen; Thiebold war im Stifte so beliebt, daß er bei einem Morgenbesuch leicht in die Lage kam, gleich zu Mittag, nicht selten zum Nachtessen zu bleiben. Es war eben Thiebold's Talent, alle Menschen zu gewinnen. Er wußte nicht nur einige Dutzend Pfänderspiele, sondern ließ auch auf sich Garn und Seide abwickeln. Dabei seine bequeme Prätensionslosigkeit in Bildungssachen! Er machte kein Hehl daraus, daß er bei weitem weniger wußte, als Alexander von Humboldt. Wenn eine von den Damen dichtete (es waren nur fünf oder sechs darunter, die nicht etwa eine Ausnahme machten, sondern nur ihr Dichten — nicht eingestanden), so bewunderte er jeden Vers, jedes Bild, hatte nie dergleichen gehört oder gelesen und war ein Zuhörer so voll Aufmerksamkeit, daß er schon eine ganze Sammlung von Liedern im Portefeuille beisammen hatte, die sein Freund Joseph Moppes componiren und Alois Effingh mit Illustrationen versehen sollte.

Flüchtig noch erfuhr Bonaventura von Thiebold die wiedergekehrte Visionsgabe Paula's und von dem witoborner Kutscher die Genesung der kleinen Tochter des Herrn Jean Tübbicke durch einen Rosenkranz, den Paula gestern gesegnet hatte. Im Pfarrhause fand Bonaventura die Bestätigung. Der alte Tübbicke empfing ihn mit freudestrahlendem Antlitz. Fanchon lag, als der Großvater mit dem Amulet kam, nach Aller Meinung im Sterben. Man legte es dem fieberglühenden, athemlosen Kinde um den Hals; es stellte sich Schweiß ein, das Fieber ließ nach und schon berichtete Jean Tübbicke, der „maître-tailleur", der jetzt im Pfarrhaus selbst zugegen war, von einer vortrefflichen und stärken-

den Nacht. Jean Tübbicke kam, um beim Pfarrer aufs entschiedenste gegen den Verdacht zu opponiren, daß es Tante Schmeling wäre, die an seiner Thürschwelle Kinder aussetzte. Es kam zu einem heftigen Auftritt. Müllenhoff entließ ihn mit den Worten: „Affenschänderisches Volk! Grützköpfige Dummheit! Herr Gott, wenn nun gar erst du noch ausländische Bettelpfennige für holländische Dukaten nimmst! Lallst deine edle deutsche Muttersprache so schon nur, wie ein blökend Kalb, und willst noch gar auf Zeisigart französisch zwitschern und niedlich thun mit Elefantenfüßen? Ei, daß dir doch über Nacht die Engel vom Himmel dein maître-tailleur-Schild vom Fenster abnähmen! Siehst du denn nicht, Heide, was ein altchristliches Gebet an Gnaden im Gefolge hat? Gehst du nicht in dich, du verruchter französischer Gütertheiler, so geb' ich dir die Prophezeiung, hängt noch in deinem maître-tailleur-Schild das Bret zum Sarge deiner Fanchon über deinem Hause!"

Schlimm, schlimm, schlimm! brummte nur immer im Gehen vor sich hin der alte Tübbicke, enträthselte dem Domherrn den Zusammenhang dieses Zanks und kam auf die Gräfin und auf seinen, nächst Gott nur ihr allein darzubringenden Dank zurück.

Unter allen diesen Mittheilungen litt Bonaventura. Auch Thiebold's Erzählungen hatten bewiesen, daß Paula's ekstatische Zustände nach einer kurzen Unterbrechung, die in ihrem, durch seine Ankunft geweckten und gesteigerten Lebensgefühl begründet gewesen sein mochte, wieder zurückkehrten. Noch hatte er seit ihrem Wiedersehen keiner ihrer Visionen beigewohnt. Mit bangem Herzen eilte er nach Westerhof. Einen vollen, vollen Tag hatte er ohne Paula sein können —!

Der scharfe Wind erfrischte seine Wange. Die kahlen Pappeln, Buchen und Erlen am Wege ächzten. Er drückte den Hut auf die Stirn. Seinen warmgefütterten Winterrock fest an sich zie-

hend, schritt er sehnsuchtbeflügelt dahin. Da lagen — nach einer kleinen Stunde — die vier Thürme des Schlosses! Glanzschimmernd der graue Schiefer an den Stellen, wo der Wind den Schnee abgetrieben hatte! Hinter den Fenstern dort oben das süße Mysterium des Stilllebens, das Frauen von zarter Sitte und holder Anmuth darzustellen pflegen! Gar nicht gedenken konnte er, wie ihm doch Paula's Dasein so nur war, wie dem Baume sein Blatt kommt und geht und wiederkehrt und wieder schwindet, immer ein anderes ist und doch dasselbe, tausendfach immer nur Eines, Wirklichkeit und doch nur Begriff. Wäre das edle Gemälde der Gräfin nicht wie auf Goldgrund gemalt gewesen — vielleicht hätte er seinem Liebesdrang unterliegen müssen. Irgendeine einzelne Schalkhaftigkeit Paula's, wie sie etwa Armgart besaß, irgendeine lächelnde Caprice, wie Lucinde, und Paula's Erscheinung hätte so zu sagen jene Leibhaftigkeit gewonnen, die herausfordert. So blieb sie nur immer ein Bild, eine verkörperte Idee. Es durfte darum auch nicht auffallend erscheinen, daß die noch immer so reiche Erbin nicht von Freiern umgeben war. Paula konnte sich nur entweder selbst verschenken oder sie mußte verschenkt werden; ein Werben um sie, ein sie Liebenmüssen oder Liebenwollen schien bei einer so geistig vornehmen Natur in gewöhnlichen Kreisen kaum aufkommen zu können.

Vor dem Schlosse fand Bonaventura, wie um diese Zeit fast immer, eine Anzahl Wagen. Zu den vielen Rücksichten der Etikette gesellte sich die Neugier, die immer Nahrung fand. Auch war beim gestrigen Leichenbegängniß so vieles vorgefallen, worüber man seine Mittheilungen und Gedanken auszutauschen hatte; ja auch die neue Kunde war überall schon hinausgegangen, die Gräfin hätte aus der Ferne das Leichenbegängniß gesehen, hätte durch einen von ihrem Leib genommenen Rosenkranz ein Kind in Witoborn vom Tode gerettet. Auf den Treppenstufen

sah Bonaventura die Zahl der Gichtbrüchigen und Blinden und Hülfsbedürftigen wie sonst.

Armgart kam ihm entgegen und theilte den Harrenden Amulete aus, die Paula berührt hatte. Diejenigen unter seinen Arzeneien, deren Heilkraft verbürgt ist, kann ein Apotheker nicht mit größerer Zuversicht verabfolgen, als hier Armgart, nicht einmal vor Bonaventura mit Verlegenheit niederblickend, eine Anzahl kleiner Kissen austheilte, deren sie und die Stiftsdamen tagein tagaus verfertigten. Diese Kissen waren fingerlang, fingerdick, von weißer Seide, innen mit Baumwolle gefüttert, von außen bildeten lose und weite Stiche ein rothseidenes Kreuz. Paula berührte sie — und — sie sollten heilen — Armgart theilte diese Kissen aus mit einer Zuversicht, als müßte sie jeden Zweifel daran für teuflisch erklären. O gut, rief sie dazwischen dem Domherrn entgegen, daß Sie kommen! Paula schlummert! Reden Sie mit ihr! Alles steht erwartungsvoll! Sie spricht wie gestern! Aber da sie niemand zu fragen wagt, antwortet sie nicht zusammenhängend! Der Onkel verbietet andern das Fragen! Sie, Sie, Domherr, Sie könnten hier endlich einmal ein Machtwort sprechen —!

Bonaventura stand voll Zagen. Als Armgart die Leidenden entlassen hatte, ergriff sie seine Hände, von denen die eine, schon während er die Scene des Austheilens der Kissen beobachtete, ihres Handschuhs sich entledigt hatte. Halten Sie doch die Leiter, worauf Paula gen Himmel steigt! sagte sie, seine beiden Hände ergreifend. Warum thun Sie's nur nicht! Alles sehnt sich danach und niemand mehr als Paula selbst! Oder gab es vielleicht keine heilige Theresia, sah Franz von Assisi nicht den Himmel offen? Nicht die heilige Brigitta? Erleuchtete Gott nicht Katharina von Genua und gar erst die von Siena? Hören Sie, was Paula redet und fragen Sie dann ihren Genius selbst!

Was soll ich fragen! sprach Bonaventura wie gefangen. Alles war still umher. Herrschaften und Diener waren in den innern Gemächern und standen jedenfalls um Paula's Lager. Armgart hielt fort und fort seine Hände. Eine Handbewegung nur von Ihnen! Diese Ihre weiße Hand auf ihr Herz gelegt! Eine sanfte Frage nur von Ihrem Munde! O kommen Sie!

Armgart —! lehnte Bonaventura, ohnehin voll Mismuth gegen Armgart, ab; Armgart küßte ihm jetzt seine Hand. Fragen Sie nach meinem Vater! Nach meiner Mutter! sagte sie. Ob es wahr ist, daß sie jede Stunde hier eintreffen können! Fragen Sie, ob die Zukunft uns alle, alle — unglücklich machen wird!

Bonaventura blickte finster. Er hörte zwar im Geist die Worte des Herrn, der durch Prophetenmund, Joel 2, 28. 29, spricht: „Es wird geschehen in den letzten Tagen, spricht der Herr, da will ich von meinem Geist über alles Fleisch ausgießen. Und euere Söhne und Töchter werden weissagen, euere Jünglinge werden Gesichte schauen und euern Aeltesten werden Traumgesichte erscheinen. Ja auch über meine Knechte und Mägde will ich in jenen Tagen von meinem Geiste ausgießen und sie werden weissagen" ... Dennoch wollte er mit der Hand über Armgart's Stirn streichen und ihr sagen: „Mädchen, laß doch nur treu und wahrhaft dein eignes Herz reden und du hast deine Zukunft gewiß!" Nun aber ergriff Armgart blitzesschnell einen Ring an des Zögernden Hand. Es war der Trauring seiner Mutter, jener Ring, den der Onkel in dem Leichenhause des St.-Bernhard gefunden hatte, jener Ring, der als Erkennungsmittel vor dem entstellten Körper seines Vaters gelegen, derselbe von welchem Bonaventura, ähnlich wie Lucinde von Bickert's Schrift, gesagt hatte: In ihm liegt die ganze Lebensfrage unserer Kirche! Und noch ehe er wußte, was geschehen, hatte Armgart

den Ring ihm schon abgezogen und war mit ihrem Raube davongeeilt. Sie eilte in den Vorsaal, dessen Thür sie offen ließ.

Bonaventura, bestürzt über ein Vorhaben, das er nicht sofort begriff, folgte. Die wenigen Anwesenden grüßend, die aufgeregt im grünen Nebenzimmer standen, wandte er sich Armgart zu, die mit ihrer Eroberung noch eine Weile sinnend vor dem Onkel Levinus stand, als wollte sie von diesem erst die Erlaubniß haben, Paula mit dem Ringe zu magnetisiren. Dann aber, ohne Bonaventura's fragenden und zürnenden Blick zu erwidern, ging sie rasch durch die offenstehenden Thüren dem von der übrigen Zahl der Besucher schon umstandenen Schlummerlager Paula's zu. Es waren so viel Frauen zugegen, der Verkehr durch alle geöffneten Zimmer hindurch war so gehindert, daß Bonaventura's Eintreten die Aufmerksamkeit nicht sogleich fand, wie sonst. Aller Augen waren auf Paula gerichtet. Auch einige geistliche Herren aus Witoborn waren zugegen und drangen in Bonaventura, den andern zu folgen. Mit einer Empfindung, als wären die Engel vom Himmel anwesend, drängte sich alles dem Vorzimmer zu, das vor Paula's Schlafgemach lag.

Hier lag sie auf dem Ruhesopha. Die Vorhänge waren zurückgezogen; einige Stiftsdamen umstanden sie, Armgart kniete vor ihr, und eben steckte sie leise, nur von Bonaventura beobachtet, seinen blinkenden Raub an den Ringfinger der linken Hand Paula's. Teppiche milderten jedes Geräusch, das von den Bewegungen der Umstehenden hätte kommen können.

Paula schien in der That vor sich hin Reden zu murmeln. O das ist schön! sagte sie endlich vernehmbarer und ihr fieberhaft angehauchtes Antlitz begann zu lächeln. Sie schien die Annäherung eines magnetischen Rapportes zu fühlen, ja sie schien etwas Unsichtbares wie eine geistige Nahrung einzusaugen. Wie wird es so licht und so hell jetzt . . . sagte sie plötzlich lauter und

wie begeistert. Von der Sonne! ... Alles! Alles! ... Auch ihr Leib ist Licht! ... Die Lichttropfen gleiten ihr aus den Fingern!

Wem? fragten einige. Auch Bonaventura, mit wehmuthumschleierten Augen.

Onkel Levinus erläuterte mit gedämpfter Stimme und trotz der Gewöhnung an diese Erlebnisse erzitternd: Das wird heute wieder Hochschlaf! Immer, wenn sie den höhern Grad des Hellsehens erreicht, spricht sie von sich selbst wie von einer dritten Person! Es ist dann, als schritte ihr Geist aus dem Körper heraus, sodaß sie sich selbst sieht. Das Tröpfeln aus den Fingerspitzen ist dann der Anfang —

Jetzt bemerkte Tante Benigna den Ring an Paula's Finger, wagte aber keine Frage oder Einsprache zu thun und bangte nur, wie alle.

Paula schwieg eine Weile, als wartete sie das Entgleiten des elektrischen Fluidums aus ihren Fingerspitzen oder die weitere Annäherung Bonaventura's ab. Auch Terschka trat inzwischen zu den ängstlich Harrenden; er grüßte Bonaventura und Armgart, die er heute noch nicht gesehen hatte. Wie ist das so schön! fuhr Paula in kurzen Sätzen fort ... Ach, die herrlichen Blumen! ... Rosen um dunkle Cypressen! ... Die gehen ja hoch hinauf, bis ins grüne Laub! ... An den Blättern zittern Thautropfen, von der Sonne beschienen! ... Die sanfte Datura! ... Die stolze Magnolika! ...

Der Onkel schaltete bedeutsam ein: Die absolute Wesenheit der Dinge! Erst kommt sie durch Blumen, dann durch bunte Ringe und Kreise! Es ist zuletzt die Welt des reinen Seins, ohne Zeit und Raum —!

Paula fuhr jedoch im Gegentheil fort: Ein herrliches Schloß! ... Mit einer Fahne auf dem Thurm! ... Wald und Berg! ... Immer hört sie ein Glöcklein, das nicht aufhören will! ...

Onkel Levinus sah sich um und deutete mit stummem Blick nach oben. Er wollte sagen: Sie hört die Harmonie der Sphären ...

Hirten kommen aus den Thälern, fuhr Paula fort, und steigen zum grünen Wald hinauf! ... Wie in der Kirche ist's unter den Bäumen! ... Die Bäume werfen so lange Schatten! So lange! ... So schimmern vor großen Kirchenfenstern die grünseidenen Vorhänge! ...

Onkel Levinus lächelte die Geistlichen und die Damen an, als wollte er sagen: Die langen grünen Schatten sind die Urbilder der Dinge! Die ewigen Grundformen! ... Und Tante Benigna bedauerte schon im stillen die Abwesenheit Püttmeyer's... Auch Thiebold's Abwesenheit, der zum Essen kommen sollte und durch die anwesenden Stiftsdamen abgesagt worden war, weil man heute ihn wieder, wie so oft, dort zurückbehalten hatte — zum Vierhändigspielen mit mindestens drei bis vier der Stiftsfräulein die Reihe herum — Armgart aber, die noch immer kniete, wandte ihren Kopf mit einem Bitteblick auf Bonaventura und langte mit dem Arme, als sollte er näher treten und Paula magnetisiren und sie ausdrücklich um ihre Anschauungen befragen.

Bonaventnra stand in scheuer, schmerzlicher Befangenheit.

Paula aber that dem Onkel Levinus heute nicht den Gefallen, beim reinen Sein der Dinge stehen zu bleiben, sondern fuhr fort: Bienenstöcke sieht sie zwischen den mächtigen Bäumen! ... Das sind Kastanienbäume! ... Sie kennt sie! ... Die blühen schon! Die rothen Pyramiden! Und die Mandelbäume, die blühten schon ab! ... Die Bienen umschwärmen sie! ... Und immer, immer läutet die Glocke ... Nun sucht sie die Glocke ... sie hängt an einem Ast der Bäume, dicht vor der Hütte von Moos —! ...

Onkel Levinus schien betroffen, daß sich heute in der Sphäre des reinen Siderismus soviel tellurische Ueberbleibsel vorfanden.

Das ist ja fast — wie in — Italien! ... bemerkte inzwischen Terschka ...

Italien! ... Dies Wort genügte den Damen im Grunde noch mehr, als das reine Sein ... Was führte die Seherin nach Italien? ... Paula konnte mit irdischen Augen bis nach Italien sehen —!

Die Messe liest er nicht! ... sprach sie nach einer Weile, während alles lauschte und Onkel Levinus immer noch nicht an eine Versetzung der Anschauungen Paula's nach Italien, sondern nur ins Geisterreich glaubte ... Mit ganz lauter und bestimmter Anrede fragte er die Schlummernde jetzt: Wer?

Der Eremit! antwortete Paula.

Sieht sie denn einen Eremiten? fuhr der Onkel fort, mit scharfer Betonung, etwa in der Art, wie ein Arzt mit einem Typhuskranken spricht.

Mit weißem Bart! antwortete Paula kindlichsten Gehorsams. Ein heiliger Gesang wallt herauf ... Sie tragen Fahnen — ...

Es ist eine Procession! wagte jetzt sogar ein Kanonikus aus Witoborn laut zu äußern. Vielleicht war auch er geneigt, eher an die Sphäre des reinen Seins, als an Italien zu glauben und in der Procession einen Beweis für die Rechtgläubigkeit — des Himmels zu finden.

Sie sieht keine Bilder, keine Fahnen ... antwortete Paula. Sie kommen in der Hand mit Büchern ... Größer sind sie als die Breviere ... viel größer ...

Triumphirend blickte der Onkel um sich. Die Geistlichen und die Frauen erhielten wieder einen Anhalt für das Jenseits; denn ohne Zweifel waren diese großen Bücher, wenn nicht die Gesetzestafeln des Moses selbst, doch wol die Schriften der Kirchenväter

oder riesige Missalien, die Paula in den Händen der rechtgläubigen, geisterhaften Gestalten sah.

Sie lesen in den Büchern! ... fuhr die Schlafende fort ... Der Mann mit dem weißen Barte erklärt sie ... „Gott ist ein Geist", spricht er, „und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!" O die sanfte Stimme! ...

Bonaventura stand ohne Athem. Sein Blick fiel auf Terschka, der ihm voll Erstaunen zuflüsterte: Ich glaube die Gegend zu kennen ...

All die Blumen, und die Käfer und die Bienen summen! ... Wie grün ist das alles! ... Smaragdgrün! Wie wenn sich in unserm Buchenpark die ersten Frühlingslauben wölben ... Aber das sind nun Eichen! ... Tief unten ist alles so milde, so weich und so sanft ...

Wer ist der Redner? fragte Onkel Levinus scharf.

Die Frauen erwarteten keine andere Antwort, als: Gott der Herr selbst!

Sie kennt ihn nicht! ... sagte Paula.

Das Sprechen in der dritten Person hatte etwas Gespenstisches, das niemanden mehr bewegte als Bonaventura. Armgart's fortgesetztes Bitten um seine Hand lehnte er ab. Armgart ergriff sie aber mit Gewalt und wollte ihn dem Lager näher ziehen. Bonaventura machte da in der That ein Kreuz über die ganze Länge der in schwarze Seide gekleideten, in rührender Halbbewußtlosigkeit daliegenden, fieberhaft angehauchten Gestalt der jungen Gräfin und trat wieder zurück.

„Herr, wie so lange säumst du!" sprach jetzt Paula mit erhöhter Kraft. „Auf, schlage ihn, denn das ist der Tag, an welchem der Herr hat übergeben deinen Feind in seine Hand!" Die Hand auf das Buch hält er! ... Hält es hoch empor! ... „Siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin!" „Der Odem Gottes

weht über die Lande!" ... Sie kann jetzt nichts mehr hören ... Die Frauen weinen ... Die Männer reichen sich die Hände ... Jetzt — jetzt — Geht — ein Kelch — um ...

Ein einziger Ton des Schreckens unterbrach Paula's Vision. Ein Kelch geht um? Das mußte eine Versammlung von Ketzern sein! So war die gemeinsame Empfindung.

Sie trinken alle daraus! fuhr Paula mit Bestimmtheit fort.

Einige der Frauen, die sich gesetzt hatten, erhoben sich. Andere, die noch gestanden hatten, mußten sich nach Sesseln umsehen. Die Geistlichen blickten fragend bald auf Bonaventura, bald auf den Onkel Levinus, der gewissermaßen für diese Dinge die Verantwortung zu übernehmen hatte.

Es ist, sagte Paula, nicht die Messe —

In Bonaventura's Innerm war es, als fühlte er die Erde unter sich wanken. Paula sprach gleichsam seine innersten Gedanken aus.

Das Buch ist die Bibel! sagte Paula ...

Der Schrecken vermehrte sich.

Der schöne Pokal! ... Von rothem Krystall! ... Wie Blut? ... Ja, er sagt: „Noch wird es in Strömen fließen, bis deine Burg, o Herr, Zion, deine Zinne, erobert ist!" ... Er ergreift den Kelch ... Die Hand ist so weiß ... wie der Schnee der Alpen ... dort oben ...

Längst zitterte schon in Bonaventura die Erinnerung an den geheimnißvollen Brief, den er empfangen, an die Einladung, einst unter den Eichen von Castellungo zu erscheinen, dort ein neues Martyrerthum anzutreten, das der verbesserten Kirche. Und wie dann Paula selbst ihre eigene schöne weiße Hand emporhielt und zu aller Erstaunen sein Ring, der Trauring seiner Mutter, an ihrem Ringfinger blitzte, konnte er sein Herz nicht länger bewältigen. Aller Anwesenden uneingedenk, entsetzt über die Ver-

gleichung einer weißen Hand mit dem Alpenschnee und wieder doch neu beseelt von der frohen Hoffnung, daß sein Vater nicht in die Abgründe der Lavinen stürzte, nicht in der schauervollen Morgue des St.-Bernhard vermoderte, nicht auf dem Friedhof zu St.-Remy auf dem Wege nach Aosta begraben lag, wiederholte auch er die Frage: Wer ist der Redner?

Da schwieg anfangs Paula ... Dann aber, zum Zeichen, daß sie Bonaventura's Stimme erkannt hatte, sagte sie, und sagte wie wonnig belebt vor Ueberraschung: Du fragst sie?

Alle — des Du's staunend — sahen auf Bonaventura.

Schon aber sprach Paula weiter: Es ist kein Greis! Weiß ist sein Haar, schneeweiß — aber seine Haltung noch wacker ... Wer es ist? ... Er ähnelt — dir!

Bonaventura zitterte. Armgart ergriff seinen Arm krampfhaft, doch überselig.

Paula fuhr fort: Seine Hütte gefällt ihr ... Drüben aber liegt das Schloß ... Die Fahne hat i h r e Farben ... ihr Wappen ...

Wessen? fragte Terschka mit nicht mehr zurückzuhaltender Spannung.

Jetzt schwieg Paula. Dieser Stimme Ton störte sie. Aber sie hatte ja seine Frage schon beantwortet. „Ihre" Farben! „Ihr" Wappen —! Das waren die Farben und Wappen der Redenden selbst. Onkel Levinus deutete auf die Schlummernde und sagte mit stummer Geberde, die Schloßfahne trüge die Farben der Dorste-Camphausen.

Nun denn, dann ist es Schloß Castellungo, das sie sieht! sagte Terschka mit höchstem Erstaunen. Und der Eremit, das ist ein Deutscher, Namens Federigo! Ich kenne ihn sehr wohl! Eine religiöse Sekte, die von Gräfin Erdmuthe beschützt wird, hat sich wahrscheinlich gerade jetzt, wie so oft, dort um ihn

versammelt! Ich wäre in der That begierig, ob in diesem Augenblick, wo allerdings dort in dem schönen piemontesischen Thale schon der Frühling in vollster Blüte steht, eine der von der Gräfin geschützten Gottesverehrungen stattfände! Erfahren kann ich es und ich werde mich darum bemühen.

Terschka näherte sich dem Ruhebett. Paula betete aber jetzt. Sie sprach Worte, die minder auffallend klangen. Maria und die Heiligen fehlten nicht. Endlich schwieg sie ganz. Ein Reiz, sie noch aus ihrem beginnenden, nun wirklich naturgemäßen Schlummer wach zu rufen, konnte nur eine Grausamkeit unerlaubter Neugier sein. Die Tante winkte und deutete an, daß Paula der Ruhe bedürfte.

Die Frauen gingen zuerst. Die Geistlichen folgten. Onkel Levinus begann von Gräfin Erdmuthe und von ihren Reformen ... Terschka entzog sich jedoch dem für seine Stellung bedenklichen Gespräch und blieb mit Armgart zurück, die ihn festhielt und sich von Castellungo erzählen ließ, über das eines Abends Benno und Thiebold so harmlos gesprochen hatten, sogar Porzia's dabei gedenkend, als einer Schülerin des Bruders Federigo und vielleicht einer künftigen Gattin Hedemann's. Die Möglichkeit, daß Paula nur eine Reproduction der Phantasie gegeben hatte, lag nahe. Terschka bewunderte dann nur, wie alles so richtig zutraf, und Armgart ihrerseits staunte und grübelte, warum gerade jetzt Paula auf diese Anschauung kam —! Sinnend und den Trauring betrachtend, den sie wieder zur Zurückgabe an den Domherrn an sich genommen hatte, ließ sie sich Castellungo so genau schildern, daß Terschka am Fenster hinter den Gardinen bei ihr stehen bleiben und flüstern mußte. Sie kehrten lange nicht zu den Uebrigen zurück.

Inzwischen war noch neuer Besuch gekommen. Durchbebte in diesem Moment Bonaventura die Vorstellung, daß seiner

Mutter Trauring es war, der diese Kette von Anschauungen veranlaßt hatte, gedachte er klopfenden Herzens seines Vaters, der vielleicht Bruder Federigo war, gedachte er der an ihn gerichteten lateinischen Einladung und fand in ihr eine Andeutung des väterlichen Unwillens über die Wahl seines Berufes und einen Drang der Sehnsucht des väterlichen Herzens auf ein Wiedersehen, dem eine Erörterung über die Ehe, als ein unauflösliches Sakrament der Kirche, nicht fehlen konnte — so mußte, um ihn in die höchste Verwirrung zu versetzen, jetzt noch hinzukommen, daß plötzlich der Regierungspräsident von Wittekind im grünen Zimmer stand, ihn begrüßte und ihm sagte: Ihre Mutter hab' ich mitgebracht!

Zuckte der Schmerz der gewissen Ueberzeugung in Bonaventura: Dein Vater lebt noch und entzog sich nur der Welt, weil unsere Kirche nicht scheidet —! so stand er jetzt dem Manne gegenüber, der die Hand einer Frau besaß, die seine Mutter war und die vielleicht in Bigamie lebte —! Der Präsident sprach, zum Onkel Levinus, zur Tante Benigna und zu Bonaventura zugleich gewandt: Ich fürchtete ihre Aufregung und ließ drüben eines der geheizten Fremdenzimmer aufschließen — Gehen Sie zu ihr, lieber Sohn, und begrüßen Sie sie erst unter vier Augen! . . .

Ihre Mutter erwartet Sie! mußte der Präsident dem halb Besinnungslosen noch einmal wiederholen. Sie ist gestern Abend angekommen! Wir suchten Sie eben im Pfarrhause auf und hörten, daß Sie hier sind — Die Sehnsucht der vortrefflichen Frau kannte keine Grenzen mehr! So fuhren wir hieher! Sie verlangt nach Ihnen! Machen Sie sie glücklich!

Bonaventura verließ das Zimmer, geführt von Tante Benigna und dem Onkel. Es war ihm, als durchschritte er das Reich der Geister. Er lebte da, wo vielleicht Paula jetzt noch in ihren stillen Träumen weilte.

8.

Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen! hatte es einst in des Sohnes Brust der Mutter gegenüber gerufen.

Wieder riefen ihm dies Wort wilde Stimmen, aber es waren nur die Stimmen der Erinnerung noch. Schon trug seine Brust zu schwer an tausend, tausend Bürden des Lebens und des Urtheils, zu schwer, als daß ihm noch die alte rigorose Strenge verblieben wäre. Auf Paula vorhin sich niederwerfen, sie durch Küsse aus den Banden der dämonischen Mächte wach rufen — wenn er das gekonnt hätte! Alles hatte ihn gezogen, es zu wagen — Aber er war ein Priester! Nun, bei seiner Mutter, durfte er doch in die friedenbringenden Arme eines Weibes sinken.

Im Vorsaal stand einer der zur glänzenden Livree noch mit Emblemen der Trauer geschmückten Diener des Präsidenten bereit, ihn in das Zimmer zu geleiten, wo ihn seine Mutter erwartete.

Mit überströmender Rührung folgte er dem Diener, der ihn auf den Corridor weiter hinausführte. Die andern Begleiter, die heilige Weihe des Augenblicks erkennend, ließen ihn allein vorschreiten. Der Diener öffnete eine der Thüren, über welchen alte Wappen und Jagdtrophäen hingen.

Bewußtlos, von der Umgebung nichts, selbst nicht sogleich die Mutter wiedererkennend, lag Bonaventura an einem Frauen-

herzen. Er, der Mann, weinte wie ein Kind. Die Stätte durfte er geweiht nennen, wo er die Thränen über all die Empfindungen niederlegte, die seit dem immer höher und höher sich steigernden Reichthum seiner Lebenserfahrungen sich in ihm ansammelten.

Fast war die Mutter ihrerseits befremdet von einer so weichen Stimmung ihres Sohnes. Sie hatte solche Begrüßung nicht erwartet nach den frühern Zeichen der Abneigung, nach dem strengen Urtheil, das ihr vom Sohn über ihre zweite Vermählung bekannt war. Wußte sie doch eben nicht, wie oft im Menschenleben ein angesammeltes Bedürfniß sowol der Liebe wie des Hasses zu Gute oder zu Schaden kommen kann demjenigen andern, das uns gerade dann zuerst begegnet, so begegnet, daß nur ein geringstes Wegnehmen von des Vorraths schwerer Last in unserer dafür zu eng gewordenen Seele das Nachstürzen auch alles übrigen bedingt.

Frau von Wittekind war eine Frau hoch und schlank wie ihr Sohn. Ihr Haar war noch dunkel. Ihr Auge besaß eine energische Schärfe. Beim Lächeln der Freude, das sich in ihre Rührung mischen durfte, zeigte ihr Mund die wohlerhaltenen Zähne. Das Schwarz ihres Kleides stand ihr, wie wenn sie es nicht minder auch zur Hebung ihrer reinen weißen Haut hätte gewählt haben können. Die Finger waren wohlgerundet. Die ganze Art hatte etwas Vornehmes und abgeschlossen Sicheres. Besaß sie etwas ursprünglich Kaltes, durch die ergreifende Situation wurde es jetzt nicht ersichtlich.

Sieben Jahre! ... begann sie. Und du, mein Bona, ein Priester! Schon Domherr! ... Und doch bist du immer, immer so kalt gewesen — deiner Mutter?!

Schon war Bonaventura gefaßter. Er setzte sich auf ein kleines Kanapee mit der Mutter. Es war ein rings mit alten

Landschaftsbildern geziertes, behaglich enges Zimmer. Umher blieb es still und ohne Störung.

In jungen Jahren haben wir immer heroischere Ideen als im Alter! sagte Bonaventura niederblickend.

Nennst du dich schon alt, mein Sohn! erwiderte die Mutter und streichelte die Wange des Erröthenden. Zugleich wich sie dem von ihr angeregten Thema der bisherigen „Kälte" wieder aus.

Vom Onkel Dechanten, von Frau von Gülpen, der alten Renate, von Bonaventura's Hausstand, von Benno war die Rede. Frau von Wittekind lebte in völlig neuen Verhältnissen, hoffte nun aber eine innigere Anknüpfung derselben wieder an das alte Vergangene.

Wird der Präsident auf seinen Posten zurückkehren? fragte Bonaventura.

Nein, mein Sohn! sagte die Mutter. Die von seinem Vater hinterlassenen Güter sind so umfangreich, die Bewirthschaftung ist in den letzten Jahren, wo die Wunderlichkeiten des Alten über alles Maß gingen, so vernachlässigt, daß es Wittekind's ganzer Kraft bedarf, um alles auf der gebührenden Höhe zu erhalten.

Dann gibt er eine glänzende Aussicht auf Staatswirksamkeit auf! sagte Bonaventura. Oft hatte man geglaubt, gerade seine Hand würde stark genug sein, die Regierung der aufgeregten westlichen Provinzen zu übernehmen.

Wir haben darüber ernste Berathung gepflogen! entgegnete die Mutter. Meinem Gemüth widersprach lange schon die falsche Stellung, in welche er seinem Glauben gegenüber gerieth! Mit dem Vorangegangenen wird er brechen müssen und sich dem Geist anschließen, der in diesen Gegenden herrscht. Für mein Herz liegt darin auch eine tiefe Beruhigung!

Soweit ich unsern Volksstamm kenne, wird es einige Mühe

kosten, die gegen ihn herrschenden Vorurtheile zu widerlegen! sagte Bonaventura aufhorchend. Zumal, da Herr von Wittekind — „Vater“ konnte Bonaventura nicht sagen — in dem Rufe steht, seine frühere Stellung mit voller Ueberzeugung ausgefüllt zu haben.

Wohl! sagte die Mutter. Wittekind ist eine praktische Natur, wie in gewissem Sinn es auch der Kronsyndikus, sein Vater war. Er liebt den Ruhm, vielleicht nur den Ruhm als gerechte Belohnung seiner Thätigkeit. Doch gibt er mir, soweit es geht, in vielem nach. Schon lange litt ich unter seinem Eifer für Administration und Beamtenthum. Jetzt hat er eine entsprechende Beschäftigung und wird, soweit ich ihn kenne, mit Behutsamkeit einlenken auf die neue Bahn, die auch seinem Gemüth eine größere Ruhe gewähren muß. Denn ebenso gut und weich kann er sein, wie er großmüthig und aufopfernd schon zu allen Zeiten war —

In den letzten Worten lag eine rechtfertigende Erinnerung an Bonaventura's Vater, dessen Flucht, dessen Tod.

Als Bonaventura schwieg, nahm die Mutter diese Erinnerung von selbst auf. Sie ergriff des Sohnes Hand und sprach mit einer Fassung, die, in dieser Art bereits nach der ersten Rührung des Wiedersehens kommend, überraschen konnte: Du bist reifer geworden, mein Bona! Du hast die Welt schon in anderm Lichte gesehen, als damals, wo dir der Eindruck meiner Wiederverheirathung so befremdlich war! O nenne mich keine Schuldige! Beurtheile mich nicht so hart, wie der gefangene Kirchenfürst, der damalige Generalvicar, der Wittekind haßte, weil er zu den Organen der Regierung gehörte! Als wir von der nahen Auflösung des Kronsyndikus hörten und damals schon hierher reisen wollten, besuchten wir den strengen Mann in seiner Festungshaft. Von einem Spaziergang auf den Wällen war er zurückgekehrt

und eben wollt' er die Tabackspfeife, die er unbekümmert um den Brand, den er angezündet hat der Christenheit, immer noch frohgemuth fortraucht, wieder füllen, als ihm der Vater — Wittekind und ich gemeldet wurden. Dieser Besuch mußte ihn nicht wenig überraschen. Ich hatte Sie in andern Beziehungen wiederzusehen erwartet, Herr Präsident! sagte er, als er staunend unserm Beileid zugehört. Dieser Schritt wird Sie in eine schiefe Stellung bringen, wenn anders Sie mich nicht als ein Bevollmächtigter der Regierung besuchen! ... Wir benahmen ihm diese irrthümliche Voraussetzung und erklärten, daß wir gedächten Frieden zu schließen mit denen, mit welchen uns Geburt, Abstammung, gleiche Ueberzeugung in eine Reihe stellten ... Er erwiderte: Es wird vielen so gehen, daß sie zur Erkenntniß kommen, und darum preis' ich mein Loos und will es gern ertragen! Ich bin zum Eckstein geworden! Die Bauleute wollten mich verwerfen; aber über mir wird ein neues Gebäude errichtet werden! Ein segensreiches, und vielleicht für ganz Deutschland! Er entließ uns gütig. Deiner gedachte er mit der mein ganzes Mutterherz überwallenden Prophezeiung, daß dich Gott zu großen Dingen erlesen hätte. Schon wär' es im Werke, dich als Gesandten der Curie nach Wien zum apostolischen Nuntius zu schicken. Du staunst darüber? ... Das wußtest du noch nicht? ... O, ich erkenne deine ganze Natur ... in deiner Bescheidenheit! ... Mein Sohn! Mein, *mein* Sohn! ... So sei auch versöhnt und nimm die Vergangenheit so licht und rein, wie dort drüben der schöne Sonnenstrahl glänzt über dem blendenden — Schnee!

So zart und doch wieder so klug und gewandt in ihrer Denk-, Rede- und Gefühlsweise stand für Bonaventura die Mutter gar nicht mehr in seinem Gedächtniß. Wie hatte sich bei ihr das Vergangene so ganz verwischt! Ihm kam bei dem Bilde

des Schnees, das sie brauchte, sofort die Erinnerung an den Tod seines Vaters. Mit Bezüglichkeit wiederholte er: Ueber dem blendenden Schnee! ... Erst allmählich verstand die Mutter die Wiederholung und Betonung, seufzte dann tief auf und fuhr fort: Die gnadenreiche Mutter sei mein Zeuge, daß ich an einen Abgrund erst geführt wurde durch die Umstände, nicht durch meine eigene Schuld! Die Worte des heiligen Sakraments der Ehe sagen: „Und er soll dein Herr sein!" Dies Wort, mein lieber Sohn, ist nicht darum allein gesagt, daß ihrem Gebieter die Gattin gehorsame, es ist darum auch gesagt, daß der Gebieter ihr ein wirklicher Herr sei! Jede Frau hat das sehnsüchtige Bedürfen, in ihrem Manne wirklich den Führer, den berathenden Freund, ja in zweifelhaften und schwierigen Fällen den befehlenden Herrn zu besitzen. Mir war das dein Vater nie. Im Gegentheil: ich, ein älternloses Fräulein — Besitzthümer hatten die Wehrförders, mein Geschlecht, nicht und meine Erziehung war unvollständig — ich wurde für ihn der Gebieter! Nicht durch Laune oder Neigung zum Herrschen, nein, nur durch die Umstände, die ihn unfähig machten, selbst das Ruder zu führen. Diese Asselyns sind ein herrliches, edles Geschlecht; es ist schmerzlich, zu sehen, daß dieser alte Friesenstamm aussterben muß — Benno kann doch nur den Namen fortführen. Franz, der Dechant, ist die Herzensgüte selbst, aber wie leichtsinnig war er! In seiner Jugend war er fähig die Bahnen jener Geistlichen zu wandeln, die in Frankreich den Untergang der Religion verschuldet haben. Der zweite, Max von Asselyn, Benno's Adoptivvater, war ein tapferer, ritterlicher Held, ein Offizier von seltener Bravour, aber durchaus so abenteuerlich, wie dies nur in unserm träumerisch eigensinnigen Volksstamm liegt. Was er unternahm, erschien befremdend. Bracht' er wol aus dem Kampf, wie andere, gerechte und nach Sitte

erworbene Beute mit? Aus Spanien sah ich viele deutsche Offiziere, die dort unter Napoleon kämpfen mußten, sie kehrten mit mancherlei merkwürdigen Dingen heim. Ein Wehrförder, Vetter von mir, brachte, aufgerollt wie Landkarten, aus einem Kloster alte Bilder mit — er hat sie zu enormen Preisen verkauft. Max brachte entweder von einer Nonne oder einer — man sagt in seinen Armen gestorbenen — Geliebten einen Sohn mit — Benno, den er wenigstens sein nannte, wenn in das Dunkel, das deinen Vetter umgibt, nicht noch ein völlig anderer Lichtstrahl fällt und Max nicht einmal Benno's natürlicher Vater ist. Der dritte Asselyn, Friedrich, mein Gatte, glich den andern nicht an Leichtsinn, aber an leichtem Sinn. Die Verlockung der Welt that ihm nichts, aber die Zerstreuung alles. Nichts wurde bei ihm zum festen Vorsatz; eine Sorglosigkeit, die ihm an sich liebenswürdig stand, machte ihn zum harmlosesten Kostgänger der Schöpfung. Ja, mein Sohn, was Fritz sein nannte, gehörte sogleich auch allen. Jede Schuld, die ihn drückte, bezahlte er in dem Augenblick, wo er konnte, uneingedenk, daß ihn sein guter Wille in neue Verlegenheiten stürzte. Die drei Brüder thaten ihr geringes Erbe zusammen, damit es Max bewirthschaftete. Dieser verband sich dazu mit einem jungen Oekonomen, Hedemann, einem Bauernsohn. Die Nachwehen des Krieges waren verderblich; 1817 war ein Hungerjahr. Max starb. Die Verlassenschaft wurde von den beiden Brüdern verkauft und damit nur ein Käufer, der sich fand (es war der jetzt so heruntergekommene Rittmeister von Enckefuß), dazu erschien, borgten sie wieder selbst — für diesen bei andern! So geschah alles, um — hier nichts zu haben und dort nichts! Nun gehört alles Unsrige hier den Münnichs. Wie gesagt, gute Menschen diese Asselyns, aber —! Sieh, dein Vater wurde Regierungsrath. Sein Gehalt war gering. Er verschwendete nichts, doch die Unregelmäßigkeit seiner

Berechnungen stürzte ihn aus einer Verlegenheit in die andere. Der jetzige englische Oberst von Hülleshoven, ebenfalls ein Sonderling, jünger als dein Vater, schloß sich ihm damals an, theilte ihm Liebhabereien mit, wie sie hier noch jetzt dessen Bruder in den Thürmen dieses reichen Schlosses nach Wohlgefallen verfolgen kann; denn Dem bezahlen die reichen Dorstes seine Thorheiten. Dein Vater ging ebenso mit Begeisterung auf alles Neue ein; er würde sich und seine Familie zu Grunde gerichtet haben ohne einen endlich denn doch wohlthuender wirkenden Freund, als jene Hülleshovens waren. Ein solcher wurde ihm Friedrich von Wittekind. Bald wurde der der Zahlmeister des Hauses. Dein Vater verwies mich, um mit ihm zu rechnen, selbst an ihn! Wie sie beide Friedrich hießen, so wurden sie fast Eine Person für mich! Dein Vater war im Stande, die Thür zu öffnen und zu sagen: Ah, ihr seid es! Ihr rechnet! Ich störe euch? ... Wir saßen allerdings und rechneten. Ehrgeizig war ich und mochte nicht, daß auf unserm Hause ein Makel haftete. Das, das, mein Sohn, ist ein höchst gefahrvoller Zustand für ein weibliches Herz! Ein Weib ist bedürftig der Liebe, gewiß! Aber ebenso sehr will sie auch die Werthschätzung der Menschen. Und noch mehr, sie will Hochachtung vor ihrem Mann empfinden. Die geregelte Ordnung ist für ihren Sinn etwas Unerläßliches. Ich gestehe, ich wurde wohlthuend berührt, wenn ich Wittekind nur eintreten sah, ihn, der damals nicht eben viel hatte, der mit seinem zu jener Zeit höchst geizigen Vater in stetem Kampf lebte und selbst kaum das Nöthigste erhielt, während, wie nur leider jetzt zu erwiesen ist, doch gleichzeitig die größten Summen fortgingen, um die Folgen des frühern Leichtsinns jenes Gewaltthätigen zu verdecken; die jetzt offen liegenden Papiere seines Nachlasses gewähren grauenhafte Einblicke in seine moralischen Verschuldungen ... Kurz, mein Sohn, die Augenblicke, die ich

im Anfang meiner Ehe, dich unterm Herzen, dann dich auf meinen Armen tragend, auf dem kleinen Hof Borkenhagen zubrachte, wo du geboren und getauft wurdest — Gott, noch immer steht mir der damalige Pfarrer Leo Perl, ein getaufter Jude, vor Augen! — diese Augenblicke, sag' ich, waren die glücklichsten meiner Ehe! Als dann diese Besitzung in andere Hände kam, ich in der Stadt bleiben mußte, dein Vater aus Schulden, aus Wuchernoth nicht mehr herauskam, da wurd' ich moralisch — das Weib seines Freundes, der ihm helfend zur Seite stand —! Alles war Wittekind, alles entschied der. Der rechnete, der sorgte. Reisen, die dein Vater machen mußte — Dienstreisen; er hatte die damalige Regulirung der Klöster, die Einziehung herrenlos gewordener geistlicher Bibliotheken und Archive unter sich — wiesen mich auf Monate ganz an Wittekind. „Laß dir doch von Fritz geben!" hieß es in den Briefen ... Guter Sohn, Asselyn erkannte diesen gefährlichen Zustand erst, als es zu spät war. Ich hatte mich an den Freund, der Freund hatte sich an mich gewöhnt. Nimm an, mein Sohn, du säßest im Beichtstuhl und hörtest das Bekenntniß einer beladenen Seele ... Denn eine Last trag' ich allerdings, eine schwere Last, eine kummervolle, die mir die Ruhe meiner Nächte raubt! Ach, Asselyn entfernte sich ohne Zweifel nur deshalb — — um den Freund und die Gattin glücklich zu machen! Fast muß ich ja glauben, daß der Gute, um uns in unserm Bunde nicht zu hindern, sich selbst den Tod gegeben hat!

Die vielleicht noch größere Strafe, der Mutter zu sagen: Und wenn mein Vater noch lebte? Wenn ihn soeben Gräfin Paula im Thal von Castellungo als Eremiten und den Freund glücklicher Hirten und Ackerbauer gesehen hätte —? Bonaventura besaß den Muth nicht, diese Strafe der Mutter aufzuerlegen, so sehr ihn die klare, schneidende, vernunftbewußte Selbst-

rechtfertigung der noch immer anmuthigen Frau herausforderte, so sehr ihm der Vater entgegentrat gerade in der ganzen Liebenswürdigkeit seines träumerischen, von einer solchen Gattin nicht verstandenen und sicher so nicht, wie verdient, beglückten Sinnes. Doch auch die Schwäche besaß er nicht, der Mutter die Vorstellung etwa von einem Selbstmord des Vaters gänzlich auszureden. Und sie schien es sogar gern zu hören, daß sein Vater, wenn auch durch Selbstmord — wirklich todt war — Meinst du nicht? fragte sie halb zagend, halb zuversichtlich.

Ich glaube es! war seine Antwort.

Die Mutter stand auf. Ihre Haltung schien sagen zu wollen: So müssen wir uns denn Fassung geben, eine sichere Genugthuung durch die Religion!

Die umsichtige Frau bat den Sohn, einige Tage auf Schloß Neuhof zubringen zu wollen, sich inniger dem Präsidenten anzuschließen, ihre Aussöhnung mit dem Geist der Gegend zu unterstützen, die Opferspenden zu vermitteln, die auch sie bereit wären überall zu geben, wo dadurch ihr guter Wille in das rechte Licht träte. Endlich sagte sie noch: Wittekind wird mannichfachen Rath und Beistand in seinen verwickelten Angelegenheiten bedürfen. Er war zweifelhaft, ob er sich deshalb an Benno wenden sollte! Ich rieth ihm dazu. Doch zöge er dein Urtheil vor, sagt er. Wer ist hier dieser Herr von Terschka, von dem ich soviel reden höre?

Der Bevollmächtigte des Grafen Hugo von Salem-Camphausen, des Erben der Güter der im Mannsstamm ausgestorbenen Dorstes.

Ein geschäftskundiger, kluger Mann hör' ich —

Ein vielseitiger, gewandter wenigstens —

Ein Jude, der Gütermäkler Seligmann, rühmte ihn uns. Ich

höre, Benno macht den letzten Versuch, die Rechte des Grafen Hugo anzuzweifeln ...

Das wäre nur möglich, wenn eine Urkunde entdeckt würde, die erst dem Dorste'schen Familienstatut Kraft geben soll, wenn die Erben unsere Religion bekennen. Sie fehlt und wahrscheinlich fehlt sie nur deshalb, weil sie nie ausgestellt wurde —

Es sind, sagte die Mutter, viel Urkunden in jener Zeit verschleppt worden, als, nach Uebergang dieser Lande in westfälische und dann in unsere Herrschaft, die geistlichen Stifter und so viele Klöster eingingen! War zufällig ein Pergament besonders schön geschrieben, so schickte es dein Vater in das Museum der Hauptstadt, in die Bibliothek des Königs. Dort fand ich schon manchen herrlichen Schatz wieder, den uns Asselyn vor Jahren gezeigt hatte, wenn er heimkehrte aus Witoborn oder sonst einer geistlichen Gegend.

Bonaventura's Gedanken mußten wol auf Bickert, den Leichenräuber, gerichtet sein —! Zwei drückende Vorstellungen: Die gefälschte, hier vielleicht auf diesem Schlosse bei einem Mordbrand einzuschleppende Urkunde und Lucindens Eroberung aus dem Sarge in St.-Wolfgang —! Beichtgeständnisse, die er nicht verrathen durfte! Sie machten ihn zum Mitleidenden — zum Mitschuldigen.

Die Mutter sah seine Abwesenheit. Sie bemerkte mit gedämpfter Stimme: Besonders ist Wittekind in eine Sache verwickelt, die nur innerhalb der geistlichen Sphäre bleiben soll! Ich kenne sie selbst nicht vollständig. Sie hängt mit einer großen Verirrung des Kronsyndikus zusammen und reicht sogar in ihren Folgen bis nach Rom. Auch der Onkel Dechant zu Kocher am Fall soll eine Schuld dabei zu tragen haben. Oft schon hab' ich gedacht: Hinge damit wol Benno's Herkunft zusammen? Aber wie er als Kind schon nicht dem Onkel Max ähnelte, so noch weniger dem Onkel Franz — Wittekind schüttelt darüber vollends den Kopf. Nun, ich werde ja auch Benno wiedersehen und mit

ihm plaudern können! ... Wir müssen jetzt zur Gesellschaft, Bona! Ich erbebe, die junge Gräfin zu sehen, die so seltsame Zustände hat! Eben jetzt lag sie, wie ich höre, im Hochschlaf? Ich zittere vor Beklemmung! Was sah sie denn nur?

Ein Bild der Phantasie! sprach Bonaventura mit stockendem Athem zur Mutter, die schon ganz wieder in das gewohnte Geleis ihres Lebens zurückkehrte. In Gedanken verloren, hatte er der letzten Rede seiner Mutter schon nur noch halbe Aufmerksamkeit geschenkt und nur zur Andeutung, daß Benno des Dechanten Sohn sein könnte, gelächelt. Mutter, hätte er fast gesagt, wie wenig würde dieser Edelste Anstand genommen haben, Benno die frischen Wangen zu klopfen, ihm seinen schwarzen Bart, sein lockiges Haar zu zupfen und zu sagen: Junge! „Nichten" haben wir genug in der Dechanei gehabt, aber noch nie einen so echten „Neffen", wie du! Das ist eine falsche Fährte! Nun aber gingen beide aus dem Zimmer und wandten sich nach vorn. Die Mutter hängte sich in den Arm ihres Sohnes. Man sah, daß sie sich beide äußerlich angehörten. Den Wuchs und die hohe Gestalt hatte Bonaventura von dieser klugen und vorsichtigen Frau; das Herz vom Vater. Sie sagte: Mein Heiliger! zu ihm, lächelte und trat mit ihm in den Vorsaal.

Eine Weile währten die Vorstellungen und Begrüßungen und dann zerstreute sich alles. Bonaventura blieb bis zum Mittag. Paula erschien, als wäre nichts gewesen.

Onkel Levinus und Tante Benigna wurden inzwischen von einer andern Gedankenreihe in Anspruch genommen und thaten geheimnißvoll. Frau von Sicking hatte ihnen geschrieben. Viel hatten sie geflüstert und gerade am meisten, wenn Armgart nicht im Zimmer war. Diese merkte bald, daß etwas nur auf sie Bezügliches im Werke war. Als sie den Namen der Stiftsdame Tüngel-Appelhülsen flüstern hörte, die sich oft der Bekannt-

schaft mit ihrer Mutter gerühmt hatte — sie war die zweite Partie, die Jérôme von Wittekind hatte machen sollen und war damals nur durch den „Calfactor“ Türk und den Zorn ihrer Mutter über ein verdorbenes Kleid darum gekommen —, sagte sie geradezu: Meine Mutter ist da!

Die Tante fuhr sie darüber heftig an. Armgart schwieg. Aber jetzt bekam auch Terschka durch einen Expressen aus Witoborn einen Brief und empfahl sich so rasch, daß er nicht einmal bis zum Ende des Mahls blieb. Armgart saß darauf besinnungslos. Noch ehe die Tante sich zu ihrem gewohnten „Nicker“ eingerichtet hatte, war sie bereits verschwunden. Lange nach ihr zu suchen war man nicht gewohnt. Fehlten ihr vielleicht noch zu ihren „Vielliebchen“ Nähseide oder Perlen, so ging sie, das wußte man wol, zu Fuß nach dem Stift und scheute die einsame Wanderung von fast zwei Stunden nicht. Onkel und Tante fuhren nach dem Kaffee in der That mit eigenthümlichem Geheimthun zu Frau von Sicking und ließen Bonaventura mit Paula allein.

Allein, allein — zwei Seelen, die sich lieben!
Allein, allein —! Wenn auch der Liebe Ja,
Der Liebe Frageblick nur stumm geblieben —
Allein, allein — doch ist der Himmel da!

Bei allen andern würde es nach Jahren geheißen haben: Weißt du noch, damals an jenem Nachmittag — im grünen Zimmer? — Wir sprachen vom Wetter, besahen Kupferstiche — Da rief ich plötzlich: Himmel, wie voll blühen die Hyacinthen! . . . Ich zählte ihre Glocken, weil ich Angst hatte, wir würden uns beim Besehen der Bilder zu nahe anstreifen! Und ich glaube gar, dennoch stellte ich mich kurzsichtig, nur um dein goldenes Haar mit der Stirn zu berühren! O, wie Feuerglut war es in meinem ganzen Sein —! Du, du wußtest, jetzt ist all der Stoff erschöpft, jetzt ist die Unbefangenheit im Gespräch

vorüber — im Gespräch über was nicht alles — ich glaube über die alten Krater feuerspeiender Berge bei Kocher am Fall, über die byzantinische Baukunst, über die Philosophie Püttmeyer's! Gleich hattest du etwas anderes; auf die Musik die Bücher, auf die Bücher die Natur, auf die Natur die eben hereingebrachten Zeitungen! Und du erschrakst nicht einmal, als vom Diener an die Thür geklopft wurde ... So tändelten wir den Tag bis zum Abend, bis zur süßesten Dämmerstunde, wo endlich mein Auge kein anderes Licht begehrte, als dasjenige, das in deinen Augen strahlte, endlich ich auch ganz so tollkühn das sagte, ganz so ein Wort vom „Licht in deinen Augen" — Da erbebtest du, du brachst zusammen und all deiner List und Fassung zum Trotz lagst du doch in meinen Armen —!

Armer Priester! ... Diese Stunde schenkte dir der Himmel! Er gab sie in ganzer, in seligster Fülle! Noch mehr! Er rief an diesem Nachmittage Paula nicht in die Sterne zurück, ließ sie nicht wachend träumen, nicht mit geschlossenen Augen sehen. Sie blieb auf der Erde, in deiner Nähe, im lebendigsten, wärmsten Anhauch deines Athems — Und du erstauntest sogar, daß Paula nicht entschlummerte, obgleich an ihrem seidenen Kleide deine Hand hinfuhr, oft auch — zufällig? — wirklich sie selbst berührte — Du durftest dir sagen: Dir, dir ist sie beschieden! Du würdest sie durch die Liebe erlösen können von all den magischen Banden, die sie gefesselt halten! ... Gott wollte die Ehe und wollte gerade die Deine mit ihr! ... Alles, alles traf ganz so zu — Auch bis zur Abenddämmerung, bis in die erste Stunde nächtlichen Dunkels hinein hattet ihr das volle selige Glück des Alleinseins —! Und dennoch, armer Levit, was durftest du wagen? Was hoffen zu gewinnen? Gingst du am Flügel vorüber und lehntest die Epheuranken zurück, die den goldgerahmten Spiegel beschatteten, so sahst du — deinen langen

Priesterrock! Sahst du in die geöffnete Kupferstichmappe und prüftest das Zeichen des alten Meisters, das unter dieser Radirung, unter jenem Holzschnitt versteckt und unleserlich stand, so mußte dir erinnerlich werden, daß an deinem vorgebeugten Haupte Paula bemerkte, wie dir die Schere die Mitte deines schönen Haares geraubt! Dem Schicksal konntest du sprechen: Des reinen Herzens Natur ist es, nicht alles zu wollen und viel entbehren zu können; aber auch allzu grausam nimmst du uns beim Wort, Verhängniß, und gewährst uns — wirklich nichts! Paula's Wesen mußte Bonaventura ohnehin zu entweihen glauben durch eine zu stürmische Werbung. So unterblieb denn alles. Situation und Wille, Charakter und — die Liebe selbst schmiegte sich unter die Tyrannei des Gelübdes.

Aber er war allein, allein — mit ihr! Wie bestrickend schon, wenn Paula sich selbst über das beurtheilte, was an ihr die Welt so voll Andacht bewunderte! Sie hätte eine Heuchlerin sein können, ohne daß man es merkte; sie war es nicht. Sie hätte eine Despotin sein können, ohne daß man es merkte; und sie war es nicht. Sie war willenlos, eine durch sich selbst und durch andere Gefangene. Und so galt Bonaventura ihre Liebe auch nur, wie sich ein Priester lieben lassen darf — in Andacht, in geistiger Schwärmerei. Sie hatte — wie eben diese Erziehung ist, die von Schiller und Goethe nichts weiß — nicht viel gelesen, nicht viel gesehen. Sie konnte über ihren Kreis hinaus an schwierigen geistigen Dingen nicht lange theilnehmen; sie stand bescheiden zurück, allem Höheren nur im Zustand jungfräulicher Ueberraschung. Aber diese Weise stand ihr hoheitsvoll. Zu ihren Füßen sproßten Lilien, ihr Haupt trug eine Himmelskrone, ihre Schultern bedeckte ein himmelblauer Mantel mit goldenen Sternen. Nur daß sie das alles nicht von sich selbst wußte. Sie konnte lachen und weinen mit Armgart, furchtsam

sein mit Tante Benigna, mit dem Onkel Levinus an die Möglichkeit, Gold zu machen, glauben. So hatte sie gelebt ... Nun aber wuchs ihre Kraft mit Bonaventura's Nähe. Sie fing an, sich über sich selbst Rede zu stehen. Sie trat seit seiner Ankunft in allem und jedem mit festerm Willen auf. Das zu wissen beglückt ein zagendes Herz ohnehin und gibt ihm Muth, sich über das Geheimste wahr zu sein. Wie Liebe so stark macht —! Paula fühlte es mächtig. Sie hätte heute vielleicht zu ihrer Absicht, ins Kloster zu gehen, gedankenlos nein! vielleicht — ja! sagen können. Sie konnte alles, konnte selbst ein Gelübde ablegen und vielleicht es — betrügen, wenn Bonaventura sie an sich gezogen und ihr mit einem Kuß den Muth — seines Lebens gegeben hätte.

In diesem stillen Zimmer, durch dessen Scheiben eben das Abendgold floß, unter diesen Epheuranken, deren grüne und welke Blätter den Priester an einen andern Abschied, den von Lucinden, erinnern mußten, über die Saiten eines geöffneten Flügels hin, dessen Resonanz von der Berührung jedes noch durch die Zimmerwärme am Leben erhaltenen Insekts leise erbebte — standen sich zwei Menschen gegenüber, von der Natur zum gegenseitigen Besitz bestimmt. Aber Gregor VII. streckte den Arm dazwischen. Seitdem Hildebrand regierte, durften die Priester nicht heirathen. Wo ist da die Verklärung der Weiblichkeit, die doch die Marienbilder in der aufgeschlagenen Kupferstichmappe verherrlichen wollen, diese Bilder, die einst Bonaventura, Lucinden gegenüber, selbst so begeistert gedeutet hatte! Vom Weibe verunreinigt wird der Priester? Sein Opferdienst am Altar in den gestickten Kleidern vergangener Jahrhunderte muß ihn geschlechtlos machen? „Wir sind die Eunuchen des himmlischen Hofstaats!" sagte ihm schon oft der Onkel Dechant. „Trügen wir eine reine Liebe zu einem Weibe im Herzen, unsere Hand würde ja unrein, den Kelch zu

berühren! Unrein, um die Oblate zu segnen! Die Nähe des Weibes zerstört die Kraft des Opfers! Und wenn wir auch gestern beichteten, daß wir die thierische Natur mit aller Entfesselung der Leidenschaften in gemeinster Berührung ausgetobt haben: diese Sünde ist uns heute vergeben, hat keinen Einfluß auf die Reinheit unsers Opfers! Nur keine reine, nur keine dauernde, offene Liebe zu einem Weibe im Herzen und so an den Altar getreten! Gatte, Vater — wie kann eine gebundene Hand noch die Geheimnisse der Wandlung vollziehen! Frauenwürde, so denkt — Rom über dich!"

Eines der Marienbilder nach dem andern vergegenwärtigte Bonaventura den Abschied von Lucinden. Schon öfters hatte Paula nach ihrer frühern Gesellschafterin gefragt, Bonaventura einsilbige Antwort gegeben. Benno, Thiebold und Terschka rühmten Lucinden. Jetzt glich ihr sogar eine der von den Künstlern meist so willkürlich erdachten Madonnen und Paula sagte dies. Bonaventura blieb die Antwort schuldig. Paula fuhr fort: Denken Sie sich, wie ich damals nach Westerhof zurückkehrte und von Lucinden sprach, kannte sie hier jedermann! Ja ich hatte sie selbst schon, als Kind, gesehen, wie sie auf Neuhof wohnte und eines Tages dort auf einem goldenen Kahne ruderte! Als die Leute lachten, flüchtete sie in einen Taubenschlag! Sie wußte es damals, daß ich aus dieser Gegend war, und nie verrieth sie ihre Bekanntschaft mit dem Kronsyndikus oder mit dessen Sohn oder mit dem Landrath oder mit dem Mönche Sebastus, dem jungen Doctor Klingsohr, der, wie man sagt, um ihretwillen die Religion wechselte und ins Kloster ging. Sie ist jetzt in Ihrer Stadt und — Sie sehen sie oft?

Ich lebe nur für dich, Paula —! . . . In Bonaventura's Herzen riefen das tausend Stimmen. Die Lippen sagten nur —: Zuweilen seh' ich sie —!

Arglos fuhr Paula fort: Auch sie war damals erst katholisch geworden! Alles das wußte niemand! Aber hatt' ich Furcht und Angst vor ihr! Wissen Sie noch, sie konnte bereits Latein, als ich Italienisch mit ihr lernte!

Du aber sprichst in Zungen der Engel! riefen wieder die Stimmen in Bonaventura; doch er nickte nur still bejahend.

In der Mappe sahen beide einen Holzschnitt der altdeutschen Schule, wo im Hause des Lazarus Jesus verweilt und Maria Magdalena ihm die Füße wäscht. Dies kleine Bild, voll Wahrheit und Lieblichkeit, ließ beide eine Weile verstummen. Beim Umschlagen der Blätter ruhte Paula's Hand dicht, dicht an der seinen. Er fühlte die elektrischen Tropfen, von denen Paula im Schlafe behauptete, sie glitten ihr aus den Fingern und verlöschten auf dem Boden. Ihm verlöschten sie im Blut seines Herzens. Warum ergriff er nicht die sanfte, weiche Hand? Warum stieg er nicht auch mit ihr in den goldenen Nachen des Ideals, den sie würdiger lenkte, als einst Lucinde jenen goldenen Nachen, in welchem sie sich, auf dem Teich des neuhofer Parks, in ein „Taubenhaus" flüchtete!

Paula sagte: Wissen Sie wol, daß ich oft Sehnsucht habe, Lucinden wiederzusehen? Ihr Geist war hart und grausam, aber stark. Sie konnte Muth einflößen, wie ein Mann. Auch unterbrach sie mein Leiden und ließ mich sein wie andere sind ...

Aber mit den größten Schmerzen! schaltete Bonaventura ein.

Ich litt dabei, das ist wahr! sagte Paula. Die Aerzte meinten: Sie hob die Nervenströmung auf. Ich hatte tödtliche Schmerzen in ihrer Nähe! Alles that mir wehe — jedes Wort, jede Bewegung von ihr! Aber ich sehne mich dennoch — ach! — ich sehne mich heraus aus diesem — Doppelleben!

In das Eine, Eine Doppelleben der Liebe! ... Auch das riefen wieder die Stimmen in Bonaventura und die Arme thaten

sich auf, um Paula zu umfangen, sie an sich zu ziehen. Aber doch sprach er nur schüchtern: Was bekümmert Sie jetzt so daran?

Sonst schon war es Paula's Klage: Der Hochmuth! Die Selbstüberschätzung! Auch jetzt wiederholte sie diese „Furcht vor sich selbst“ ...

Bonaventura sprach: Stolz sein auf das, was uns die Vorstellung einer größern Vollkommenheit unserer selbst gibt, das ist keine Sünde. Jesus nannte sich — den Sohn Gottes! Aber — auch Trübsale werden Sie haben! Wissen Sie, daß Ihre heutige Vision Anstoß erregte? Als ich mit meiner Mutter zur Gesellschaft zurückkehrte, war man befremdet, daß Sie mit Theilnahme bei einem Bilde verweilten, wo Sie einen Gottesdienst sahen, bei welchem der Kelch — von Allen getrunken wird!

Was sah ich denn? fragte Paula träumerisch und erhob geisterhaft ihr Haupt.

Herr von Terschka behauptete, einen Eremiten, der in der Nähe des piemontesischen Schlosses Castellungo die Landbewohner zu einem Gottesdienst versammelt, zu einem Cultus, der wahrscheinlich dort unter dem Schutz der Gutsherrin, der Gräfin Erdmuthe, steht!

Ich verweile oft bei jenem Schlosse! sagte Paula. Man hat mich schon gefragt, ob ich nicht in Salem, nicht in Castellungo eine Urkunde entdecken könnte, die so emsig von den Feinden der Salem-Camphausen gesucht wird. Benno erzählte von dieser Urkunde; auch Terschka, obgleich dieser nur mit leicht erklärlicher Zurückhaltung und Abgeneigtheit. Noch immer wird diese Urkunde gesucht. An Benno hat Procurator Nück geschrieben, er möchte noch einmal, in Gegenwart Terschka's und des Onkel Levinus, die Archive von Witoborn und Westerhof durchsuchen lassen. Beide sind dazu auch bereit ... Und so verläßt mich, seh' ich, die Angst der Seele selbst in meiner Traumwelt nicht.

Sie zeigt mir wider Willen die Gegenden, wo — mein Schicksal entschieden wird —!

Ihr Schicksal —? Paula —! Welche Zukunft fürchten — Fürchten? Nein, welche — hoffen Sie denn?

Diese Worte sprach Bonaventura wirklich. Sein Innerstes wogte im Brand der Liebe und — der Eifersucht. Nichts, nichts mehr hielt er jetzt zurück von der Saat seiner Thränen, die seit Jahren in den einsamen Stunden der Nacht und der Verzweiflung aufgegangen war. Seine Augen leuchteten. Seine Arme erhoben sich. Ein Frühling des reinsten, göttlichsten Menschenthums schien um ihn her zu blühen und zu sprießen. Er bebte, schwankte.

Und auch Paula zitterte. Eben noch waren ihre blauen Augen hell aufgeschlagen und blickten, den Augen einer Seherin gleich, gen Himmel. Jetzt senkten sich die langen schwarzen Wimpern. Aber ach! nur Katharina von Siena war es, die Heilige, die vor Bonaventura stand. Sein zages, nazarenisches Herz erinnerte sich schon wieder: Dieser Blick gilt dem Himmel, dem Kloster! Er gilt deinem Stande —!

Doch so beherrschte er sich nur einen Augenblick. Bald fühlte er neubelebende Wonne, eine Wonne seltsamster Glut, seltsamster Gedanken, seltsamster — Verirrungen sogar! Franz von Sales stand vor ihm, jener Heilige, vor welchem ja einst auch eine Frau von Chantal kniete. Eine Gattin, eine Mutter verließ ihre weltlichen Lebensbeziehungen, um dem Heiland zu dienen, dessen — einziger Apostel dieser Bischof von Genf ihr erschien! Und auch dieser nannte sie seine Philothea! Wo ist die Grenze der göttlichen Andacht und der Anfang menschlicher Liebe in den Briefen, die beide sich geschrieben haben? Ihr Gebet ging vielleicht wirklich empor zu Gott, doch sie beteten zusammen! Sie stiftete ein Kloster, er hütete es. Sie starb, Franz von Sales

segnete den Sarg. Sein Inhalt verweste nicht. Nach hundert Jahren öffnete man ihn. Da war alles Asche. Nur das Herz war unversehrt geblieben. Dies Herz — kann es geirrt haben in jenem Irrthum, gelogen in jener Lüge? Paula, Paula — meine Sinne schwindeln — solltest du mir wol gar gehören können gerade, gerade — durch den geistlichen Stand —?

Das war ein furchtbarer, frevelnder, romgeborener Gedanke, ein Gedanke der Sünde, der Lüge gegen Natur und Gelübde. Aber dieser Gedanke — und sollten die Donner um ihn her rollen und Blitze zucken — durchzitterte ihn dennoch. Seine Pulse flogen, seine Lippen bebten; schon wagte er das bedenklichste aller Worte, das er in solcher Stimmung nur sprechen konnte: Paula — wenn sich — die Urkunde — fände — wenn Sie dann, wie man allgemein glaubt — sich entschließen müßten — wirklich Ihre Hand — einem Manne zu geben — der doch nur — aus Standesrücksichten —

Diese Worte eben hatte Paula abwehren wollen. Sie wollte sie abwehren fast wie verkörperte Wesen, die schon eine Handbewegung zurückstoßen konnte. Bebend streckte sie, sich am geöffneten Flügel mit der Rechten haltend, dem Sprecher, dessen Athem schon ihren Mund berührte, die Linke entgegen. Ein Moment noch und der Bund der Herzen war geschlossen, ein Abgrund geöffnet, der Vorhang seines Allerheiligsten zerrissen, der „Bau der Kirche" zertrümmert —

Da trat eine Störung ein. Draußen gingen lebhaft aufgerissene Thüren. Jetzt erst erkannten beide, daß um sie her es völlig Nacht geworden war. Armgart trat stürmisch herein. Sie kam im Hut, mit Pelzüberwurf, von der frischen Luft wie ein rosiger Apfel geröthet. Sie war zwei Stunden Weges nach Heiligenkreuz zu Fuß gegangen und schon wieder zurück.

Nach ihr kam Terschka. Gleichfalls in einem Pelzrock, den

ein grünes Schnurwerk zierte. Sporen klirrten an seinen Füßen; er riß eine Jagdmütze ab.

Terschka hatte, das erfuhr man, Armgart auf Heiligenkreuz, wohin gerade auch ihn jener Brief aus Witoborn abberufen hatte, angetroffen und sie wieder zurückbegleitet, und zwar zu Fuß — über den gefrorenen Schnee hinweg. Sein Roß mußte erst der neu angenommene Dionysius Schneid (dem übrigens sein Verkehr auf dem Finkenhof eine ernstliche Verwarnung zugezogen) aus Heiligenkreuz zurückholen. Terschka hatte es stehen lassen, weil er neben Armgart nicht reiten mochte, während sie zu Fuße ging. Sie erklärte, ihn unterwegs sprechen zu müssen; sie war in einer ihm unbegreiflichen Aufregung. Das Fräulein von Tüngel-Appelhülsen war in der That bei Frau von Sicking. Es geht etwas vor! sagte sie sich. Es geht etwas vor! wiederholte sie drohend. Sie wollte wieder nach Westerhof zurück. Da hieß es, im Stifte wäre noch Thiebold und könnte sie begleiten. Nun erst recht hätte sie nicht bleiben mögen. So ging sie mit Terschka, der gekommen war, um mit dem Verwalter des Stifts einige dringende Rücksprachen zu nehmen. Hätte Terschka gesagt: Setzen wir uns beide aufs Roß und jagen nach dem Schloß der Frau von Sicking! — sie hätte es gethan. Daß sie ermüdet wäre, unmöglich den Weg nach Westerhof zu Fuß machen könnte, wollte sie nicht hören.

Terschka erzählte alles das wieder, erzählte es dem überraschten Paar und war selbst dabei in einer Aufregung, die beiden nicht entgehen konnte. Er übersah die ihrige. Armgart verschwand indeß auf ihrem Zimmer. Alles das bemerkte Bonaventura, begriff es jedoch nur halb; ihm fehlte jede Sammlung — selbst mußte er ja entfliehen. Zwei Worte noch an Paula, die ihn mit holdseligst verlegenem Lächeln, mit jener Vertraulichkeit gleichsam für alles, was ein Weib auf Erden und im Himmel dem Manne sein kann, ansah, und er war verschwunden.

Hinaus stürmte er in die schon hereingebrochene Nacht. Nichts von einem Wagen, dessen Anerbieten man ihm nachrief, vernahm er. Schon war er unten an der Hauspforte. Wie die eisige Luft seine heiße Wange streifte! Wie er fast die Locken, die er sonst trug, im Winde noch flattern fühlte! Ein Geist des Trotzes, der Herausforderung an die Ordnung der ihn beherrschenden Dinge war über ihn gekommen. Er hätte an der kleinen Brücke das Geländer einreißen mögen, an das er sich halten mußte, als er den hartgefrorenen, glatten Weg beschritt. So flog er dahin. Erst allmählich wurde es in ihm ruhiger. Jetzt hätte er Musik hören mögen, rauschende, vollgestimmte — allmählich freilich würde zuletzt ein einziger süßer, sanfter und wenn den Tod bringender Accord seine ganze Empfindung ausgedrückt haben.

So kam er im Pfarrhause an. Es war tiefdunkel; sein Zimmer nicht erwärmt; Müllenhoff nicht anwesend. In dessen Zimmern wartete er so lange, bis oben bei ihm die erwärmende Flamme loderte.

Wie todt standen da doch die Bücher an den Wänden! Wo er hinsah, war von Strafe, von Kirchenbann die Rede. Er hörte im Geist das schütternde Gelächter Müllenhoff's, wenn er seinen eigenen Einfällen applaudirte. Er hörte, wie ihn sein College jetzt nennen würde: Salonschlupfer, Lavendelseele! Er lächelte. „Lieber mögen sechs Straßenlaternen in Witoborn eingehen, als ein einziges ewiges Licht in einer Kapelle!" Das war heute früh ein Müllenhoff'sches Wort gewesen, das ihm beim Schimmer der ihm jetzt nach seinem Zimmer vorangetragenen Lampe einfiel. Ja, er lachte laut. Und oben, oben in seinem Zimmer fand er zu seiner glücklichsten Ueberraschung einen Brief — aus Kocher am Fall — vom Onkel Dechanten.

Nie noch hatte er so nach den geliebten Zügen gegriffen

Nie noch wie heute war ihm so viel Musik entgegengerauscht und so viel Duft entgegengeweht aus dem feinen Papier, aus den zierlichen, halb arabischen Buchstaben dieser Handschrift, aus dem langen, reichen Inhalt. Wie beglückend stimmte alles das zu dem Bilde Paula's, das nicht von seiner Seite wich. Die Magd brachte den Thee. Die Lampe verbreitete einen traulichen Schimmer (Lampe, Service, Sopha, alles kam von Schlössern und Höfen der Umgegend und war von ausgesuchter Gediegenheit). Paula saß im Geiste neben ihm und sprach mit ihm und ihr Schatten huschte an den Wänden geschäftig sorgend hin und her; er hatte eine Geisterehe geschlossen. Als er allein war, sprach er leise mit seinem Weibe, redete es an und sagte: Paula —! Meine süße, süße Paula —! Dann schlug er sich an die Stirn. Aber so sündigte er fort — er hörte nicht auf an sie zu denken, ihrem Athem zu lauschen, ihre Hand zu streifen, hinaus in die Luft, ins Leere Küsse zu geben — was sollte ihn denn erschrecken, jetzt wo er die Dechanei um sich hatte, des Onkels Devise hörte: „Ich mach's doch so leicht!" Die grünseidenen Decken und Gehänge in dem Arbeitszimmer der Dechanei sah er; die sanften Rollenthüren hörte er, wenn Frau von Gülpen eintrat oder Windhack einen Besuch oder eine Constellation des Himmels meldete. Er las — las, wie wenn eine neue „Nichte" ihm und dem Onkel Klavier spielte.

„Lieber Alter!" schrieb der Onkel. „So bist Du denn auf dem Schauplatz Deiner ersten Jugend angekommen und grübelst vielleicht, ob in den alten Kirchenvätern das Schlittschuhlaufen verboten ist! Ich habe Dich sonst oft genug auf dem Ententeich zwischen Borkenhagen und Westerhof dahingleiten und durch graziöse Zickzacks unserm alten Friesenursprung Ehre machen sehen — Nun siehst Du, die Apostel wußten nichts von zwanzig Grad Kälte; wie konnten sie vorschreiben, ob ein junger Domherr

schlittschuhlaufen darf u. s. w. u. s. w. Sage nur: Wie platt, wie rationalistisch oberflächlich ist das wieder! Gut! Ich beneide Dich zuvörderst um diese Triumphe, die Deine Rechtgläubigkeit feiern wird, vorzüglich unter den Weibsen! Fühlst Du's denn endlich, wie schön diese Veranstaltung Gottes ist, daß es Wesen gibt, die an der ganzen Weltgeschichte unbetheiligt bleiben und Alexander, Julius Cäsar und Innocenz III. nur auffassen unter dem Gesichtspunkt, ob solche Leute den Kaffee theurer machen, die Verlobungskarten seltener, die laufenden Moden durch plötzliche Trauergarderoben unterbrechen und dergleichen? Bewundere diese Geistesgegenwart, mit welcher, mitten in unsern Schmerz hinein und während noch die Männer ohne jede Sammlung stehen, schon die Frauen wieder bei einem Sterbefall ihr schwarzes Seidenkleid bestellt haben! Sieh, so haben mich die jugendlichen Regungen meiner Petronella in Erstaunen versetzt, die zwar von ihrer leiblichen — lies nicht etwa: lieblichen — Schwester nichts geerbt hat, aber dennoch bereits «Schanden halber» in das zweite Stadium des äußern Schmerzes, in den grauen mit Violettschleifen, eingetreten ist! Studire Weltgeschichte im Stift Heiligenkreuz! Zwanzig weibliche Wesen, die ohne Zweifel Deine Heiligkeit bewundern und vielleicht auch Dich endlich an die Wahrheit des Satzes erinnern werden: Mulier est hominis confusio!"

„Ich sehe Dich aber auch, lieber Sohn, wie Du Dich endlich aus Blumen und gestickten Tragbändern und Portefeuilles herauswindest und wieder Deinen feurigen Eliaswagen besteigst, zunächst die Stufen des Altars und der Kanzel zu St.-Libori, dann wol auch die Treppen zu den Regierungscollegien, wo Du — «Gutes wirken» willst! Ach, mag Dir's dabei nur nicht so ergehen, wie mir damals, als ich wirklicher Dechant war und ein lutherscher Regierungsrath mir unter eine Rechnung für Oel, Wachs, Wein und Salz beim Salze regelmäßig bei-

schrieb: «Ich frage wiederholt: Gehört in die Cultusrechnungen auch die Naturalverpflegung der Herren Pfarrer?» Wußte dieser Kerl nicht, daß zu unsern Taufen Salz gehört! Er glaubte, die Rechnung der Köchin hätte sich in die für das Cultusministerium verirrt. Damals schrieb ich an den Rand: «Salz ist ein gutes Ding; so aber das Salz dumm wird, womit soll man würzen! Lucä 14, 34.» — Du freilich wirst durch solchen «Druck» auf unsere «arme» Kirche nicht zum «Rechtgläubigen wider Willen» gemacht werden; denn nur Römlinge sehen nicht ein, welche verbesserte, wahrhaft glänzende Lage wir gegen früher bei alledem in partibus infidelium haben. Doch nichts vom Kirchenstreit! Was sagst Du zu dem noch immer unter polizeilicher Aufsicht stehenden Hunnius? Neulich rief er vor einer Gemeinde, die leider nicht die zu St.-Hedwig in Berlin war, sondern nur die der Stadtkirche in Kocher am Fall, sage der Stadtkirche in Kocher am Fall!: «St.-Paulus war seines Zeichens ein Teppich-, kein Schleier-Macher!» Diese Anspielung auf Professor Schleiermacher in Berlin fiel natürlich bei uns ganz auf den Weg."

„Bona, ich warne Dich nur, Deinem Diöcesanklerus etwa in jugendlicher Begeisterung Conferenzen vorzuschlagen, schriftliche Arbeiten zum Circulirenlassen, Lesecirkel, eine Archipresbyteriatsbibliothek und ähnliche Reformphantastereien, die uns arme Einsamkeitsschlucker und Trübsalbläser erheben, zerstreuen, bilden sollen! Du dringst damit nicht durch! Stelle Dich blind und taub für alles, was Du sehen und hören wirst! Unsere Kirche bessert sich einst; aber nur durch große Revolutionen. Bis dahin emancipire sich ein jeder für sich, mache sich zu einem kleinen Privat-Pantheon der gesunden Vernunft und, soll ich Dir rathen, suche Dir in Witoborn höchstens nur die allerältesten Priester heraus, alte säcularisirte Benedictiner, einen alten Capitular, der vielleicht ein armseliges Zimmerchen im Seminar

bewohnt, nur um seine Einkünfte für ein paar Schwestern zu sparen. Da wirst Du vielleicht noch einen oder den andern Menschen finden von Gemüth, von herzverklärtem Geist, von lieben alten plauderhaften Erinnerungen an eine Zeit, wo Lessing seinen «Nathan» auch für uns gedichtet hat und mancher junge katholische Priester lieber eine schöne luthersche Predigt von Spalding und Reinhard ablas, als selbst eine viel weniger schöne schrieb. Da ist im alten Jesuitenstift ein Gang, wo alle Generale der Jesuiten abgebildet sind! Sieh sie Dir an! Einer schaut pfiffiger aus, als der andere; die Spanier sind besonders schlau; die Deutschen von einer kläglichen Unverbesserlichkeit, sämmtlich, wie es scheint, aus der dümmsten Gegend Deutschlands, dem Innviertel; nur einen sieh Dir recht an: der hat eine furchtbar lange Nase, scheint mir jedoch der gutmüthigste von allen. Die Nase ist ganz nur die Ablagerungsstätte für seine Schnupftabacksdose. So sah der alte Rector dort aus, als ich bei Witoborn lebte und ein alter lieber Freund von mir, ein ehemals jüdischer Gelehrter, den ich in Paris kennen gelernt hatte, dort convertirte und ins Seminar trat. A propos, solltest Du unsern harmonietrunkenen Löb Seligmann von hier sehen: Die Hasen-Jette läßt ihn grüßen und von seinem Davidchen anzeigen, daß sich dessen Beine stärken und sein Geist von Tag zu Tag dem des jungen Samuel ähnlicher wird —! Findest Du unter den Priestern einen solchen kleinen dicken alten Mann mit langer Nase und einer Schnupftabacksdose in der Hand, dann grüß' ihn von mir, er kennt mich gewiß. Der alte Rector freilich, später Bischof ist jetzt todt —"

„Sonst — wenn Du arme Kaplane siehst, für die das Wort Stolgebühren bisher nur erst im Examen vorgekommen ist und die am «Freitisch» bei ihrem Pfarrer verhungern müssen: nun, immerhin, lege für mich aus, Bona, falls Du einige ihrer

drückendsten Schulden auf anständige Art tilgen willst, und wende ihnen Meßstipendien zu, soviel nur Seelen am Vorhof des Himmels schmachten, und laß die armen Tröpfe nicht herumlaufen und um Messen betteln und bei jedem Sterbefall lungern, ob auch für sie ein Knochen von den zweihundert gestifteten Erlösungsbitten à 10 Silbergroschen abfällt! Und findest Du am Münster in Witoborn arme, blasse, heisere Vicare, die statt der bequemen Domherren Brevier singen müssen und schon um den letzten Ton in ihrer Kehle gekommen sind (könnte Löb Seligmann doch aushelfen!), so zeig' dem Bischof die stummen Opfer Roms und seufze immerhin in meinem Namen vorläufig wenigstens um deutsche Sprache statt lateinischen Gesangs! Lebt denn dort noch die Quart? Muß denn auch da jeder neuernannte Pfründner den vierten Theil seines Einkommens dem Bischof zinsen? O würde das Geld doch angelegt für eines Priesters alte Tage, wo er freudlos, ohne liebende Hand, die für ihn sorgt, ohne ein Herz, das seine grämelnde Laune erträgt, in das Eremitenhaus ziehen muß oder in einen alten Profeßhof kommt, diese Invalidenhäuser der römischen Armeen, wo es zwar keine Stelzfüße, aber arme unglückliche Seelenkrüppel genug gibt! Bona, Bona — nun komm' ich doch in die Reformen! Man sagt, unterm Mikroskop wäre unser reinstes Quellwasser voll garstiger Infusorien — und auch Windhack behauptet das und verleidete sich dadurch schon allzu lange das Wasser und trinkt vom kocherer Wein fast zu viel —; nun denn, an dem Sold, von welchem der Priester sein Dasein bestreitet, läßt man ihn täglich nur zu schaudervoll sehen, wo er herkommt, läßt ihn nur zu naß aus allen Taufbecken in unsere Hand gleiten, wo noch frisch jeder Seufzer, jeder Fluch der Armuth am Gegebenen klebt. Schule und Kirche möcht' ich doch so lange, bis die Heiden oder andere

Apostel kommen und eine neue Religion bringen, vom Kleinhandel des eigenen Erwerbs befreit sehen."

„Priesterwürde! Das laß' ich vorläufig gelten! Aber sieh' Dich nur recht um und überzeuge Dich, wie jetzt nur ein ganz gewöhnlicher Unzufriedenheitsstoff, der in der Welt lagert und sich gern möglichst loyal und ohne zehn Jahre Festung austoben möchte, diesen neugepredigten Anhalt an Rom sucht! Der Jakobiner versteckt die rothe Mütze unter der Kapuze, der Provinzialgeist stemmt sich wider die Centralisation, den katholischen Plattdeutschen beschämt das vornehme Air des lutherschen Hochdeutschen, der Jurist vom Code Napoléon will nichts vom Landrecht, die Fürsten im Süden fürchten die Kraft der Fürsten im Norden; blos das, das allein, gibt den feurigen Teig des jetzigen Umschwungs, wie bei der Bildung der Erdrinde. Die Jesuiten und Jesuitengenossen kennen das und kneten den Teig, und machten sie auch nur kleine Agnus Dei daraus, all ihre Süßlichkeit riecht nach Pech und Schwefel! Du wirst Geistliche bei Witoborn sehen, die so liebfromm sind, daß sie sich nicht mehr die Zähne putzen, blos weil sie dabei Morgens, wo sie nüchtern Messe zu lesen haben, fürchten, etwas Wasser zu verschlucken! Und worauf beruht diese Dumpfheit des Geistes bei den Bessern? Auf dem Glauben, daß man — Vater, Mutter, Heimat kränke, wenn man irgendwie vom Althergebrachten abgehen wollte! Dem Gemüth schließen sich auch hierin Eigensinn und Eitelkeit an. Man glaubt, daß man von der Aufklärung wegen äußerlicher Dinge verspottet werde, wegen seiner Aussprache, wegen seiner dürftigen Gegend, ob der Zurückgebliebenheit seiner Städte. Nun trotzt man, nun erklärt man auf seinen einsamen Höfen und Kampen die Lerche ebenso gut trillern hören zu können, wie im schönsten Schweizerthal, trotzt, daß man in seinen dürftigen Städten doch manches liebe, mit wildem Wein

bewachsene Haus kenne, manches Fenster, wo Mädchenköpfe auch hinter Blumen herausschauen, sollte auch die Liebe blos plattdeutsch sprechen. Und so hält man denn mit Zähigkeit gerade fest an seinem Zopf! Das ist mit unserer Kirche überall so, seitdem die Reformation in dem stattlicheren Gewand der Wissenschaft und Bildung einhergehen durfte. Ueberall erscheint die Ketzerei den Leuten als eine Verhöhnung nicht etwa des Glaubens — man gibt bedenkliche Schäden an ihm zu —, sondern als ein Geringachten der vielen anderweitigen Gemüthlichkeiten, die sich für den Menschen an seine Jugend, an — seine liebe alte Großmutter anknüpfen —"

„In Deutschland — laß mich in einem Briefe, wie ich ihn seit Jahren so lang nicht geschrieben habe, fortfahren —, in Deutschland sollte nun längst die Bildung und die gemeinsame Geschichte unsers Volks diesen Zwiespalt aufgehoben haben! Aber jetzt sieh, wie gesorgt wird, daß dieser Bruch ein ewiger bleibe! Du wirst im ganzen Stift Heiligenkreuz vielleicht nur ein einziges verstecktes und bestäubtes Exemplar von Goethe, zwei oder drei Exemplare von Schiller finden, dagegen alle Blumenlesen, alle nervenangreifenden Kräuterapotheken unsers Beda Hunnius. Ich weiß nicht, ob es in Westerhof jetzt besser ist. Graf Joseph ging über Stolberg's Horizont nicht mehr hinaus. Levin von Hülleshoven ist ein geistvoller, unterrichteter Mann, schrullenhaft jedoch und afterklug. Die Sicherheit, mit der er sich schon vor vierzig Jahren auf den Bau der Pyramiden verstand, während ihm jeder Backofen, den er bauen ließ, zusammenfiel, wird sich bei seinem Leben unter lauter Frauen nicht gemildert haben. Abenteuerliche Gelehrsamkeit ist alldort ein besonderes Steckenpferd. In jedem Dorf wirst Du die rechte Stelle finden, wo Hermann den Varus schlug. Ist es zweifelhaft, wo das Midgard der Asen lag, so wird man immer gegründete Vermuthung

für ein Torfmoor bei Eschede oder eine Wiese bei Lüdicke haben. Dieser hinter Vaterlandsliebe sich versteckende Hochmuth ist — allen Deutschen eigen! Er kommt bei keiner Nation so vor, wie bei uns, nur Levinus würde vielleicht hinzusetzen: «Ja, bei den Tschippewäern!» ... Noch immer sitzen gewiß dort die Frauen und lauschen solchen Orakelsprüchen, und auch Männer genug gab es, die vor der Weisheit des Barons von Hülleshoven den Hut abzogen. Die Kunst ist bewunderungswürdig, mit welcher jeder eitle Mensch versteht sich eine Gemeinde zu bilden! Selbst Windhack versteht's. Windhack und Levinus ziehen eben nicht die Gelehrten in ihr Vertrauen, sondern die Fischer, die Zöllner, die Teppichmacher, nicht die — Plato und Schleiermacher — Doch genug von diesem — sehr anstößigen Kapitel — —"

„Ich komme auf Westerhof zu sprechen, weil ich möchte, daß Du Deine liebevolle Versöhnlichkeit anwendest, um zwischen dem Ehepaar Ulrich und Monika eine Ausgleichung herbeizuführen. Ich höre, daß die Comtesse Paula Wunder verrichtet und in die Zukunft sieht. Bisjetzt hab' ich noch in allem, was ich davon erfuhr, zu viel Aberglauben der dort landesüblichen Sorte gefunden. Du wirst wol so gut sein, mich darüber ins Klare zu setzen; denn an und für sich hab' ich Respect vor den geheimnißvollen Ein- und besonders den — Ausgangspforten aus unserm räthselhaften Dasein — Sonst würd' ich Dich bitten, das schöne junge, Dir so besonders theure Wesen zu ersuchen, sich bei den Schicksalsmächten zu erkundigen, was über jene Verwickelungen beschlossen ist. Was wir hier so aus unsern sichtbaren Gestirnen entnehmen können, ist die kurze und bündige Absicht Ulrich's, der zwar minder gelehrt, aber willensstärker als sein Bruder Levinus ist, nächster Tage nach Witoborn zu gehen, auf Westerhof ein kurzes und bündiges Wort zu sprechen und sein Töchterlein Armgart mit sich zu nehmen. Zugleich flattert aber auch wie eine Taube um ihr vom

Geier bedrohtes Nest die Mutter und wird, wie sie mir schreibt, nicht verfehlen, das zu beanspruchen, was nur ihr gehöre. Da könnten denn also diese beiden Menschen sich gegenübertreten und nach meiner Meinung die oft im Leben vorkommende Scene aufführen, daß sich zwei Leute gerade deshalb nicht verstehen, weil sie aus einem und demselben Stoff geschaffen und eben füreinander bestimmt sind. Denn in der ersten Liebeszeit sucht man sein Gleichartiges — Du kennst das nicht! — in der zweiten Liebeszeit sucht man sein Gegentheil und in der dritten Liebeszeit erst kommt man auf den richtigen Instinct der ersten Liebe zurück und will nur das, was unserer Natur gleichartig ist. So ging es diesen beiden Menschen. Ein Zufall verband sie und sie gehörten sich einander. Da kam eine Willensprobe und sie scheiterte an ihren harten Köpfen. Jetzt scheinen sie vollkommen reif, sich gerade so zu lieben, wie man sich eben noch liebt, wenn man Kinder hat, die schon selbst von Liebe sprechen. Auch das trifft zu: Jede Liebe, die sich noch in spätern Jahren bewähren soll, muß eine andere Nahrung haben, als der erste Jugendlenz allein schon in seinem schönen Blütenduft findet. Ein Drittes muß sie haben, um dessentwillen sie da ist, um dessentwillen sie sich bewährt, nicht blos die übliche «Brücke» der Liebe zu den Kindern, sondern eine Idee, und wäre es die E r z i e h u n g dieser Kinder, eine Erziehung höherer Art, eine Erziehung mit Bewußtsein und Gedanken! Immer hab' ich gefunden, daß zuletzt doch in den gleichen Ideen eine unendliche Bindekraft liegt. Zwei Feinde, die sich auch nur Einmal in einer gleichen Idee begegnen, können sich leicht versöhnen."

„Bis zu Mariä Verkündigung bleibst Du wol noch in der dortigen Gegend; zur Osterzeit werden sie Deine Schultern in der Kirchenresidenz brauchen. Ich werde bald meine dreijährige «schwere Arbeit» antreten und auch meine «Visitation» — an der

Donau halten. Frau von Gülpen zittert, mich Windhack allein überlassen zu sollen, sich zu denken, daß ich bei meinen alten Kreuzsternordensdamen eines Abends sanft beim Whist einschlummere, ein à tout in der Linken, ein «ich passe» auf den Lippen. Ach! so ging ich am liebsten heim! Aber das kommt mir bei dieser Reise noch nicht, ich weiß es; ich habe die Ahnung, daß ich noch viel, viel böse Ungewitterwolken sich entladen sehen soll. Der Oberprocurator Nück bot mir eine Commission an, die ich aber ablehnte. Cardinal Ceccone kommt nämlich von Rom als apostolischer Nuntius an die Donau. Ihm und dem großen Staatskanzler will man die Lage des gefangenen Kirchenfürsten und die Zukunft Deutschlands ans Herz legen. Don Tiburzio Ceccone zu sehen wäre mir allerdings von Werth; aber von seinem Munde hören zu müssen, was geschehen soll, um in Leibnizens und Kant's Vaterland diejenige Luft hinüberzuleiten, die man in den Hörsälen des Collegio Romano athmet — das könnte mein à tout beschleunigen! Uebrigens droht mir trotzdem eine gewisse Beziehung zu Rom. Auch Dir dürfte sie nahen, wenn Dich Dein Stiefvater in Vertraulichkeiten einweihen sollte — denn ich lese soeben, während ich dies schreibe: der Kronsyndikus ist gestorben! . . ."

„Ruhe seiner Asche! — — —"

„Sorge, daß bei allem, was jetzt etwa zur Sprache kommen könnte, nur Priester zugegen sind! Darin hatte Benno wahrlich Recht: Der Beichtstuhl — — —"

„Doch genug für heute! Grüße ihn von mir — meinen armen — Zigeunerknaben! Wer weiß, ob ich jetzt nicht endlich gegen ihn beredsam werden muß, wenn er mir, so wie Du im letzten Sommer, aus Gräbern der Vergangenheit alte Erkennungszeichen — unserer Sünden bringt —! Hast Du nichts mehr von dem Leichenräuber vernommen? . . . Grütz-

macher und Schulzendorf sind verdrießlich — über verfehlte «Prämie» —"

„Spät Abend ist's geworden — — Musik hör' ich schon seit lange nicht mehr — Die Tante correspondirt mit ihrer «Familie» und will mich durch eine noch immer nicht entdeckte Nachfolgerin ihrer letzten «Nichte» überraschen. Diese letzte — kam, hör' ich, um — Deinetwillen! Bona, Bona, ich hätte die nicht von mir gestoßen. Drei Tage war sie bei uns und sie sind eingeschrieben in die Chronik der Dechanei mit Flammenschrift. Selbst den Tod des Lolo (ein Trauerfall, von dem Du wol noch nichts gehört hast) schreibt die Tante auf Fräulein Schwarzens Rechnung. Mit Beda Hunnius correspondirte sie und die Regierungsräthe lasen — und belachten ihre mit Beschlag belegten Briefe —! Um so stolzer erhebt sie ihr Haupt. Ich höre, sie beherrscht das Kattendyk'sche Haus und niemand mehr, als — den Oberprocurator Nück."

„Deine Liebe muß also — goldene Locken tragen? Muß — im Mondlicht wandeln? . . . Seltsam! Seltsam!"

„Zerreiß diesen Brief nicht, sondern — verbrenne ihn! Man hat Fälle, daß zerrissene Briefe immer noch, falls man auf den Gedanken käme, nach unserm Tode uns heilig zu sprechen, gegen uns zeugen können. Ich glaube, Petronella setzt alles, was sie hat und noch zu erben hofft, daran, um mir nach meinem Tode diese sehr unverdiente Ehre zuzuwenden . . ."

„Ich habe seit Jahren nicht soviel geschrieben. Der Tod des Kronsyndikus versetzt mich — in wehmüthige Aufregung. Lebe wohl, Bona, und denke nur immer, auch wenn Du vielleicht — — in diesen Tagen nicht über mich das Beste vernehmen solltest, ich war schwach — aber um der Liebe willen — —! Und so, fortan wie bislang, Dein treuer Onkel."

So erheiternd auch die Stimmung dieses Briefes anfangs auf Bonaventura wirken durfte, der Schluß regte zu Besorgnissen und befremdlichem Nachdenken auf. Dennoch verweilte er nicht allzu lange bei den trüben Schatten, die mit diesen Gedankenreihen in sein Inneres fielen. Zu sehr hatte er das Bedürfniß des Glücks und jede seiner Vorstellungen nahm bald wieder die holdeste, freundlichste Gestalt an. So endete ein seit lange glücklichster Tag seines Lebens.

9.

In der schwebenden Pein der Ungewißheit über den Onkel und die Tante hatte Armgart nicht zu verharren gebraucht. Einige Augenblicke, nachdem Bonaventura gegangen, kamen beide von ihrem Ausfluge nach Witoborn zurück.

Armgart's stürmischen Fragen nach dem Ort, wo sie gewesen wären, nach den Nachrichten, die sie mitbrächten, wurden nur schroffe Antworten zu Theil. Als Armgart von einer hinter ihrem Rücken getroffenen Verabredung, um sie dem Vater zu überliefern, sprach, schwieg man. Ja, flüsterte ihr Terschka, Sie dürfen nur Ihrer Mutter gehören! Und als sie vor seinem vertraulichen Tone zurückscheute, nannte er Monika von Hülleshofen laut die Seltenste ihres Geschlechts, einen Edelstein in dem Bunde aller der vortrefflichen Menschen, in deren Nähe er hier zu leben so glücklich wäre, eine Denkerin, ohne die Runzeln der Stirn, die dem Gedankenleben zu folgen pflegten und meist die Leichensteine des Schönen würden, eine Gelehrte, ohne daß man an ihren Fingern die Dinte sähe, eine Priesterin an den Altären einer noch unausgesprochenen Religion, die alle Menschen verbinden und glücklich machen würde.

Auf dies enthusiastische Wort ermunterte Paula, die von ihrem mit Bonaventura geschlossenen Bunde selbst noch wie berauscht war, den Sprecher, fortzufahren. Aber Armgart unterbrach ihn

und sagte aufwallend: Meine Mutter wird in ihrem wiener Kloster keine andere Religion gefunden haben, als die des dreieinigen Gottes! Auf diese entscheidende Aeußerung trat eine Stille ein und kein behagliches Gespräch ließ sich heute mehr anknüpfen. Nach dem Thee trennten sich alle.

Als Wenzel von Terschka auf seinem Zimmer war, machte es ihm der Diener so zurecht, wie den Abend noch zuzubringen der „Rittmeister" seither immer gewohnt war. Vor Mitternacht ging Terschka nicht zur Ruhe. Zwei Zimmer mußten erleuchtet sein. Auf drei, vier Tischen mußten Lampen stehen; auf jedem lag ein Actenstoß von diesem oder jenem Inhalt — zu verzweigt war die Geschäftsthätigkeit, der er sich zu widmen hatte. Geschäftlich war ihm seither alles vortrefflich gelungen. Er konnte seinem Gönner und Freunde, dem Grafen Hugo, er konnte Gräfin Erdmuthen, jetzt auch schon Monika Berichte voll erfreulicher Ergebnisse schicken. Die letzten Chicanen, mit denen noch Rück gedroht, waren durch dessen Bevollmächtigten, Benno, gemildert worden. Benno verfuhr mit Entschiedenheit, vermehrte aber die Schwierigkeiten nicht. Die Regierung hatte die Parcellirung genehmigt. Löb Seligmann hatte die einzelnen Bestandtheile taxirt und schon Angebote vermittelt. Der gute Löb fuhr und wanderte hin und her. Er hatte für seine Geschäftsthätigkeit eine neue Provinz erobert; kehrte er nach Kocher zurück, so blies er sich schon jetzt das Horn einer Extrapost für die letzte Station. Endlich wurde sogleich eine bedeutende Geldsumme flüssig durch die an Thiebold de Jonge verkauften Waldungen. Der neue Besitzstand konnte nach Ostern vollständig vom Grafen Hugo angetreten werden.

Anfangs war in diesem Kreise Terschka der, welcher er überall gewesen. Der jeune homme von vierzig Jahren, eine Natur, die manchem unheimlich wirkte, weil sie niemanden Stand

hielt. Doch erweckte sein Wesen auch niemanden besondere Furcht oder Besorgniß. Man konnte ihn nur nicht festhalten, nicht allseitig prüfen und ergründen, denn etwas Unstetes lag in seinem ganzen Wesen. Er war gegen jedermann gefällig. Seiner schmächtigen, zierlichen, gewandten Gestalt stand es zu jeder Zeit, da einen Strickknäuel aufzunehmen, dort einer Cigarre Feuer zu geben und dabei doch wieder einen Befehl zu ertheilen, den er halb dann selbst schon ausführte. Thiebold fand ihn „superlativ". Terschka schoß einen Vogel im Fluge, selbst im währenden Reiten. Seine Kunst, die Pferde zu zügeln, war Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Dennoch sagte Benno, nachdem er ihn einige Tage lang beobachtet hatte: Dieser Mann ist nicht schlecht und nicht gut, und jedenfalls hat er kein ruhiges Gewissen!

Von Gräfin Erdmuthe's verfehlter Begrüßung war Terschka zurückgekehrt ganz in der Aufregung, die der geheimen Zwiesprache zwischen Monika und der Gräfin entsprach, welche den Uebertritt jener zum Lutherthum und eine Vermählung mit Terschka wünschte. An dem Gesellschaftsabend bei Piter Kattendyk hatte er durchaus in das Innere dieser jungen Frau blicken können, die, wie Luther sich aus Rom die Reformation, so aus einem Kloster die Freiheit des Denkens sich geholt hatte. Er begleitete sie, noch vor dem Auflauf in den Straßen, noch vor dem militärischen Conflict mit den Vereinen, in ihr Hotel, mußte aber Abschied nehmen, weil seine Rückreise eines Gerichtstermins wegen unerlaßlich war. Nun schrieb er ihr. Sie antwortete. Es waren äußerlich Briefe der Convenienz, wirkliche oder fingirte Geschäftsanfragen. Monika antwortete kurz und wich allem aus, was ihre Empfindungsweise hätte misdeuten können. Terschka hatte keine Berechtigung auf das Herz dieser Frau. Eine Frau empfindet bald, ob eine Werbung aus dem tiefsten Bedürfniß

des Herzens oder nur aus Träumen der Phantasie entspringt. Letzteres schien bei Terschka der Fall. Diese seltsame Naturerscheinung, silbergraue Locken auf einem halben Mädchenantlitz, körperliche Reize verbunden mit einem durchaus geistig gereiften Leben — Terschka hatte sich in den Strudeln der Welt genug umgetrieben, um auch einmal eine solche Verbindung neu und anziehend zu finden. Terschka sah jugendlich aus, im Grunde war er vom Leben ermüdet. Vielleicht mochte er eine edlere Ruhe finden wollen. Vielleicht mochte er die Waffen der List und der Kühnheit, die er zwanzig Jahre lang geführt, niederlegen wollen zu den Füßen einer Liebe, die ihn immerhin dann hätte tyrannisiren mögen. Vielleicht hatte er das Bedürfniß, entschieden gut zu sein, oder er sehnte sich nach Erhebung. Frauen, die in sich gefestet sind, vermögen auf Männer alles. Schon Gräfin Erdmuthe, die, im Verein mit Terschka von ihrem Sohne Grafen Hugo, so vielfach betrogen worden, hatte ihn dennoch gemildert und gezähmt. Als dann vollends eine Monika in diesen Lebenskreis trat, empfand für sie Terschka wie für ein Wesen, das ihn, so sagte er bereits in Wien, „von sich selbst befreien und neugeboren werden" lassen könnte.

Seit dem gestrigen Abend im Finkenhof kam in Terschka's Wesen etwas, das Benno's Wort vom unruhigen Gewissen zu bestätigen schien. Er unterzog sich seinen täglichen Geschäften, er rechnete im Rentamt mit den Beamten, sorgte für die Vorbereitungen zur großen Jagd, besorgte seine Briefe, würzte das Gespräch mit Anekdoten, sprach über Frankreich, Italien — in Rom war er mehr zu Hause, als er beinahe einzugestehen liebte — aber seine Sätze waren abgerissen, seine Uebergänge unvermittelt, seine Antworten zerstreut.

Als er, vom Finkenhof heimgekehrt, die sonderbare Prüfung seines linken Arms hatte vornehmen wollen, konnte ihn nur

Monika's, in diesem Augenblick ihm überbrachter Brief zerstreuen und beruhigen. Er erbrach ihn, las ihn, las ihn wieder. Es waren einfach nur Berichte über die von der Gräfin im Hotel zu bezahlenden Summen, Mittheilungen über ihren Aufenthalt, den Monika nicht mehr verlängern wollte, obgleich sie ihn in einem bescheidneren Zimmer des Hotels genommen, Nachrichten über die Ankunft der Gräfin in London und deren erste Bekanntschaft mit Lady Elliot, kleine Neckereien auch über Lucinde, die Monika näher kennen gelernt hatte und die sie ihm um so mehr anempfahl, als ihn ihre Schönheit und ihr Geist an jenem Abend ja, wie sie schrieb, sofort gefesselt und an eine glückliche Vergangenheit erinnert hätte — an die Zeit jenes Pferdeankaufs im Holsteinischen für Hugo's Regiment —

Aber nicht ganz fand Terschka seine Heiterkeit wieder. Gestern und auch heute nicht. Der „Knochenmann", der Bruder Hubertus, konnte nicht erwähnt werden, ohne daß er erröthete. Soviel er auch heute in der Gegend umherstreifte, er konnte ihm nicht begegnen. Er wünschte es und fürchtete es zugleich — Zum Kloster Himmelpfort zog es ihn und wieder jagte es ihn aus dessen Nähe.

Zu den Besorgnissen, die ihn erschreckten, kam die Entdeckung, die im Benehmen Armgart's lag. Warum hielt sie ihn heute so fest nach Paula's Vision? Was wollte sie überhaupt schon seit lange mit ihm? Errieth sie seine Liebe für ihre Mutter? Mistraute sie dem Briefwechsel, von welchem sie unausgesetzt sich erzählen ließ? Heute, auf der Rückwanderung von Heiligenkreuz, hatte sie mit ihm einen Ton angeschlagen, der ihn völlig befremden mußte. Daß um Armgart Thiebold und Benno warben, war ersichtlich und ein keineswegs besonders scharfes Auge gehörte dazu, sich zu sagen, daß letzterer der im Grunde Bevorzugtere war. Und dennoch begann Armgart seit einiger Zeit ihm selbst eine Theilnahme zu schenken, die ihn zu verwirren anfing. Was

hat das seltsame Mädchen mit dir vor? sagte er sich. Auf der Wanderung kam sie heute plötzlich von der Mutter ab und sprach nur noch wie im Traum, bis ihr Terschka geschworen hatte, er wisse nichts vom Angekommensein ihrer Mutter. Selbst heute Abend ihr: „Gute Nacht, Herr von Terschka!" klang so süß und doch zugleich so absichtlich herbe, so innig und zugleich so beklommen, so zurückgehalten —! . . .

Auch heute Abend schloß sich Terschka wieder ein, was er sonst nicht that. Wieder konnte er vor jedem unerwarteten Geräusch erschrecken. Dem Diener, der ihm die Zurückkunft des Rosses von Heiligenkreuz meldete, sagte er bei Gelegenheit des Namens Schneid: Ist das Der, der gestern auf dem Finkenhof unter dem Schutz des buckligen Stammer erschien und dort falsch gespielt haben soll? Auf die Mittheilung jedoch, daß Baron Levinus dem Vagabunden nur noch eine dreitägige Frist als Probe seiner Haltung gestattet hatte, hörte er noch kaum. Bonaventura hatte, auf Bitten des alten Tübbicke, selbst ein Fürwort für den ihm übrigens unbekannt gebliebenen, ja ihn ängstlich vermeidenden Fremdling eingelegt.

Terschka hatte jetzt an Monika schreiben wollen. Er wollte ihr Vorwürfe machen, daß sie, wie er von andern hören müsse, in die Gegend zu kommen beabsichtigte, ohne ihn vorher in Kenntniß zu setzen. Verdien' ich Ihr Vertrauen nicht? hatte er sagen und sein ganzes Gefühl ausströmen wollen. O, ich ahne es, Sie werden sich mit Ihrem Gatten versöhnen! Ihr liebliches Kind wird Sie beide wieder verbinden! Die Hoffnung meines Lebens ist dahin —! Nie noch hatte er so zu Monika gesprochen. Sollte er es heute wagen? Heute? In den Stimmungen, die ihn seit gestern erfüllten! In diesen aufgerüttelten Erinnerungen, in den quälendsten seines Lebens? In Ahnungen, Schreckensaussichten, die ihm plötzlich gekommen waren bei Nen-

nung des Namens — Bosbeck? Bei Erwähnung jener beiden Knaben, die einst Hubertus aus dem Feuer rettete —?

Wenzel von Terschka war 1799 geboren und in der That ein Böhme und in der That von Adel, wenn auch vom allerärmsten. Sein Vater, einer herabgekommenen Familie angehörend, diente zur Zeit der französischen Revolutionskriege im österreichischen Heere und stand in jener Heeresabtheilung, die anfangs unter Wurmser, später unter Erzherzog Karl gegen die französische Republik am Neckar, Rhein, an der Mosel mit abwechselndem Glücke focht, bei den Kinsky-Ulanen. Seines Adels und Alters ungeachtet war seine Stellung nur gering. Er hatte Lieutenantsrang und bekleidete nur die Functionen eines Regimentsquartiermeisters. Ihm, der für die sichere Unterkunft der andern auf dem Marsche sorgen sollte, begegnete es, daß er selbst von seinem Regiment bei einem Ueberfall abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Die französischen Armeen hatten sich damals in Nassau und bis nach Hessen hin festgesetzt; der Gefangene blieb am Rhein zurück in der alten Stadt St.-Goar. Seine Lage war hart und zog sich in die Länge.

Da erfolgte in Rastadt der noch immer unaufgeklärte Mord der französischen Gesandten. Die Welt war von Entsetzen erfüllt. Man fürchtete Rache an jedem gefangenen Oesterreicher. Der Quartiermeister von Terschka war verheirathet. Seine Frau gehörte dem niedern Bürgerstande an, ursprünglich eine wohlhabende Bäckerswitwe in einer böhmischen Stadt, die, als sie in zweite Ehe trat, ihr Geschäft verpachtet hatte. Die wenig gebildete, kaum deutsch sprechende Frau besaß die Mittel, um dem Gatten zu folgen, von dem sie zu ihrem Schrecken in Erfahrung gebracht hatte, daß er gefangen war. Sie setzte sich auf die Post, reiste an den Rhein und kam in St.-Goar an. Kaum jedoch im Wirthshaus abgestiegen, verfiel sie vor

Anstrengung und Aufregung in eine Krankheit, die ihr und beinahe auch dem Kinde, das sie unterm Herzen trug, das Leben kostete. Obgleich sie schon in zwei Monaten Mutter werden mußte, hatte sie sich doch diese Reise zugetraut. Sie erlitt eine Frühgeburt. Ihren von der Festung, die oberhalb der Stadt lag, herbeieilenden Gatten sah sie nur wieder, um von ihm für dies Leben Abschied zu nehmen. Voll Rührung stand die Wache, die ihn begleitet hatte. Ein herzzerreißender Anblick! Die schon an Jahren vorgerückte Frau erlag dem Opfer ihrer Liebe. Das kaum athmende Kind — es wurde in der Nothtaufe Wenzel genannt — war ein Siebenmonatkind. Daher Terschka's eigenthümliche Unfertigkeit und scheinbare Unreife in seinem ganzen Wesen. Die Hebamme nahm das halbtodte Kind an sich, besorgte das Begräbniß der Mutter; der Vater schrieb nach Böhmen um Geldmittel.

Dem Gefangenen verging auf der Festung Rheinfels, die oberhalb des Städtchens St.-Goar liegt, eine schmerzliche Zeit. Die Aussicht der Ranzionirung schien der rastadter Gesandtenmord zu vereiteln. Es ließ sich vielmehr des Gefangenen Abführung ins Innere Frankreichs erwarten. Die aus Böhmen erhofften Gelder blieben aus. Der Krieg wüthete am Main und bedrohte sogar schon Thüringen. Die Hebamme war keine besonders wohlwollende Frau. Da sie mit dem schwer zu erhaltenden Kinde ihre Noth hatte, so drang sie auf eine Verpflegung bei andern Leuten; doch fehlten dazu dem Vater die Mittel.

Ein Mitgefangener hörte das Seufzen und die Klagen des unglücklichen Kriegers, hörte das Schreien des ihm zuweilen gebrachten Kindes, und schlug ihm eines Tages durch die Wand, die ihn von seinem Nachbar trennte, vor, das Kind an seine Frau zu übergeben, die heimlich unten im Orte wohne, ihrerseits selbst nur Ein Kind hätte und gewiß einem zweiten bis auf

weiteres eine treue Mutter sein würde. Für die Heimlichkeit des Aufenthalts seiner Frau im Orte gab er Gründe an, die so stichhaltig schienen, daß der Tiefgebeugte kein Arg fand. Der Offizier Terschka bewegte sich freier als der Mitgefangene, der übrigens kein erwiesener Verbrecher war, sondern nur, streng gehütet, gefangen saß wegen mangelnder Legitimation.

Die Noth und die Hoffnung auf baldige Ranzionirung bewogen Wenzel's Vater, auf den Vorschlag einzugehen. Er erkundigte sich nach seinem Nachbar. Freilich erfuhr er, daß es ein Jude war, den man für einen Gauner hielt. Man vermuthete, sein angeblicher Name Sontheimer wäre schwerlich sein rechter, setzte jedoch hinzu, daß man sich auch irren könnte. Niemand wußte, daß seine Frau im Orte lebte. Da Sontheimer zu dringend gebeten hatte, daß sie nicht genannt würde, schwieg sein kriegsgefangener Nachbar und ließ sein kaum lebensfähiges Kind an den ihm von Sontheimer näher beschriebenen Ort, eine enge, dunkle Gasse dicht am Rheine, bringen. Nach den obwaltenden Umständen war dies ein Glück für den Kriegsgefangenen, der durch eine so traurige Verkettung von Umständen um seine Freiheit, um sein Weib kam und obenein noch vom Schicksal die Sorge um ein Kind auferlegt erhielt! Haus und Herd gab es damals für Tausende nicht mehr. Zugleich mit den Armeen zogen die Bewohner zerstörter und geplünderter Ortschaften mit Weib und Kind einher, und wo sich Waaren und Gelder hingeflüchtet hatten, da lauerte die Nachstellung und der Ueberfall jener Verbrecherbanden, die wie giftige Pilze nach dem Regen aufschossen im ganzen verwüsteten nordwestlichen und südlichen Deutschland.

Der Kriegsgefangene erhielt noch immer seine Freiheit nicht und dachte oft an Flucht, wozu ihm nur die nöthigen Mittel fehlten. Auf der Festung hatte er freiern Aus- und Eingang

als die andern. Der Jude Sontheimer wurde nicht ins Freie gelassen, sondern gehütet wie der gefährlichste Verbrecher, ohne daß man ihm etwas vorwerfen konnte. Seine wilden Flüche erschreckten oft seinen Nachbar. Voll Entsetzen dachte er an die Aufbewahrung seines Kindes in solchen Händen. Besuchte er dann aber wieder Sontheimer's Frau, so fand er ein schönes junges Weib, das ihn zwar nur halb verstand (sie war eine Holländerin), auf deren Gemüth aber die Ermahnungen des Kriegers so lebhaft einwirkten, daß sie oft Thränen vergoß. Da wurde ihm mit der Zeit freilich klar, daß es mit Sontheimer nicht richtig war; er forschte nach allen Seiten und suchte, ob sonst niemand sein Kind an sich nehmen wollte. Noch blieb ihm aber jede Hülfe vorenthalten. Die Spuren einer so weichen Gesinnung bei jener jungen Jüdin bestachen ihn auch; er ließ um so mehr sein Kind in ihrer Pflege, als diese die hingebendste war. Bei der schwächlichen Gesundheit des winzigen Knäbleins kostete es nicht wenig Aufmerksamkeit, das Leben desselben zu erhalten. Diese Pflege, das sah er ein, würde ihm in so wilder Umgebung, bei diesen Durchzügen und Einquartierungen, von niemand anders gleich liebevoll und uneigennützig geleistet worden sein.

Allmählich entdeckte der Gefangene durch die Wandgespräche die wirkliche Gefährlichkeit seines Nachbars. Eines Tages beschwor der Jude den Krieger, mit dem ersten besten Gegenstand den Gefängnißwärter niederzuschlagen und ihm die Schlüssel zu rauben. Würden sie auf diese Art frei, so wollte er ihn „fürstlich belohnen".

Nun begriff der Kriegsgefangene den Verdacht der Sicherheitsbehörden. Die Welt war damals von Schrecken erfüllt vor den großen Verbrecherbanden. Durch die schlechte Justizpflege der Grenzgebiete Deutschlands und besonders der vielen geistlichen Regierungen hatten sich von Strasburg bis zum Niederrhein alle

zerstreuten Elemente des Gaunerthums und der Heimatlosigkeit vereinigt und vorzugsweise wurde durch die überwiegende Theilnehmerschaft der Juden bewiesen, wie es sich an der christlichen Gesellschaft rächen muß, wenn sie die Juden in einem abgeschlossenen Druck, in der Verweigerung der Ansiedelung und freien Erwerbsübung erhält. Man zitterte vor Abraham Picard, der unter hundert Verkleidungen und täuschenden Entstellungen seiner Person den Händen der Justiz immer zu entschlüpfen wußte und mit seinen Genossen und überall versteckten Helfershelfern von Holland bis zum Spessart raubte und sengte.

Mit sich kämpfend, was hier zu thun seine Pflicht war, stand der kriegsgefangene Oesterreicher verzweifelnd zwischen dem Verlangen, die Behörden auf die Gefährlichkeit seines Nachbars aufmerksam zu machen und zwischen der Sorge für sein Kind. Voll Vertrauen zum guten Herzen des jungen Weibes wollte er sie zu Rathe ziehen. Von seiner ihn immer begleitenden Wache geführt, kam er in die Stadt und in jene dunkle Gasse. Er suchte die Pflegerin seines Kindes auf, trat in ihr Zimmer und fand — sie entflohen. Mit beiden Kindern war sie seit einem Tage verschwunden. Außer sich, hielt er jetzt mit seinen Enthüllungen, wenigstens über die in der Stadt heimlich anwesende Frau des Gauners nicht mehr zurück. Sontheimer wurde mit ihm confrontirt. Er stürzte auf den Verbrecher zu, den er zum ersten mal in ganzer Gestalt sah, verlangte Auskunft über den Ort, wo sich sein Weib verborgen haben könnte, und hörte nun, wie sich dieser kecke, wilde, trotzige Mensch, von dem er bisher nur den aus dem vergitterten Fenster gesteckten Kopf gesehen hatte, mit einer Verschlagenheit herauszureden wußte, daß er aus Furcht vor Rache an seinem Kinde Anstand nahm, alles Fernere zu gestehen, was ihm Sontheimer noch zugemuthet hatte. Listig sagte dieser: Es ist nicht mein Weib gewesen, sondern das Weib eines

andern, der mir schuldig ist und den ich in Nimwegen verklagen muß, wenn ich auf freiem Fuß bin! Laßt mich ziehen! Ich heiße Sontheimer, bin ein ehrlicher Mensch und werde euch in Nimwegen die Frau zeigen, wo sie auf der Utrechter Gracht wohnt!

Geschrieben wurde nun freilich hin und her. Aber gerade dem Niederrhein zu und in Holland wüthete die Kriegsfurie. Städte geriethen in Brand; in nächster Nähe waren die Bauern der Lahngegend, Hessens, am Main bis zum Spessart hinauf als Landsturm organisirt — mitten in die von der Batavischen Republik heraufziehenden Heere hinein konnte sich der österreichische Krieger noch weniger wagen, selbst wenn er entfloh. Aus Sontheimer war nichts weiter herauszubekommen. Auch da nicht, als endlich der Kriegsgefangene frei und mit vorgeschriebener Reiseroute an die Oesterreicher zurückgegeben wurde. Nicht etwa in seine Heimat durfte er zurückkehren, er mußte nach Italien gehen, wo gerade Suwarow die Russen und Oesterreicher gegen die Franzosen führte. Mit blutendem Herzen trat er seinen ihm vorgeschriebenen Weg an, ließ bei dem Maire von St.-Goar die Erkennungszeichen des flüchtigen Weibes und seines Kindes zurück, bat einige freundlichgesinnte Herzen um Nachrichten, falls ihnen eine Kunde zukäme oder der Jude Sontheimer entlarvt würde, und ging über Mainz nach Baiern, von dort über den Vorarlberg nach Tirol und Italien, wo er in der blutigen, für Oesterreich siegreichen Schlacht bei Novi den Heldentod fand.

Abraham Picard, der gefürchtete Räuber war es selbst gewesen, der kurze Zeit nach der Entfernung des unglücklichen Kriegers in seinem Gefängniß auf dem Rheinfels ausbrach und noch eine Reihe von Jahren hindurch ein Schrecken des Landes blieb. Jene junge Frau war in der That nicht sein Weib, sondern seine Schwiegertochter. Ihr Mann, sein Sohn Heyum

Picard, verschaffte ihm zuletzt die Mittel zur Befreiung, nahm jedoch schon vorher zur Sicherung sein Weib mit sich hinweg. Als die gemeinschaftlichen Maßregeln aller Regierungen diesem Raubwesen ein Ende machten, starb Abraham auf dem Schaffot. In den Niederlanden bildeten sich Freiwilligencorps, die den in ihren Schlupfwinkeln verschanzten Räubern förmliche Treffen lieferten. Nach einer Gegenwehr oft, deren Heldenmuth einer bessern Sache würdig gewesen wäre, fielen die Häupter der Gefangenen bei den Franzosen unter dem Beil der Guillotine, bei den Holländern wurden sie gehängt; manche kamen auf die Galeere für Lebenszeit. Verdächtigen, den Hehlern und den unzurechnungsfähigen Kindern der Verbrecher brannte man, um sie controliren zu können und ihrer Verstellungskunst zeitlebens sicher zu sein, Erkennungszeichen auf die Haut. Die Kinder gab man unter die Obhut beaufsichtigter Familien.

Auf diese Art wuchsen Wenzel von Terschka und Jean Picard in einem holländischen Dorfe hart an der deutschen Grenze zusammen auf.

Die Mutter des letztern erlag den Anstrengungen und den Mishandlungen ihres Mannes Heyum Picard schon vor dessen Gefangennahme auf französischem Gebiet und seiner Abführung auf die Galeeren von Brest. Sie hinterließ ihren Pflegling sowol, wie ihr eigenes Kind der Aufsicht eines Burschen, der bei einem Müller Namens Sterz in Arbeit stand — Hanne Sterz, die wir kennen von den unterirdischen Gängen des Profeßhauses in der Residenz des Kirchenfürsten, war das Weib eines Hehlers, der den Gaunern auf einer einsam gelegenen Mühle in die Hände arbeitete — Mittel zum Unterhalt fehlten nicht, es gab sogar die reichlichsten. Dieser junge Mann hieß Franz Bosbeck und gehörte jener Familie des Jehu Bosbeck an, eines Christen und ehemaligen Offiziers, den sein dissolutes Leben in die

Berührung mit den verworfensten Kreisen der Gesellschaft führte und der zuletzt sogar seinen christlichen Glauben abschwur und Jude wurde. Als seinen und den Frevelthaten seines Bruders Jan Bosbeck endlich ein Ziel gesetzt wurde, eine mit beispielloser Kühnheit ausgeführte Flucht aus einem Thurm in Nimwegen, wo Jehu Bosbeck neunzehn Monate lang mit den Füßen im Wasser gestanden hatte, das Signal zu einer gemeinsamen Verfolgung dieser Räuber auf Tod und Leben wurde, zogen sich alle zerstreuten Familienglieder, die thätigen und die nur hehlenden, in einem Versteck zusammen, einem Meierhof, der einem Mitverschworenen gehörte. Hier wurden sie umzingelt. Es gab einen Kampf, wie im offenen Kriege. Von Kugeln durchbohrt sanken die Verbrecher, die sich mit Verzweiflung wehrten. Ueber Leichen hinweg stürmten die Corps der Freiwilligen. Die Flammen ergriffen das ganze Anwesen. Das Hauptgebäude, ein stattliches Wohnhaus, war durch die in Brand gerathenen gefüllten Fruchtscheuern eine einzige Feuersglut. Da war es denn, wo der siebzehnjährige Müllerbursch Franz Bosbeck, ein Verwandter des Hauptführers, zwei Stockwerke hoch aus den Flammen sprang, in jedem Arm einen Knaben, Wenzel von Terschka im linken, den ältern Jean Picard im rechten. Wohlbehalten kam er auf dem Boden an; die rauchenden Trümmer verbargen ihn in ihrem dampfenden Gewölk, er entfloh, rettete sich zu jener Mühle zurück und als auch diese in Asche gelegt wurde, irrte er mit seinen beiden jammernden kleinen Pflegebefohlenen, abwechselnd bald den Einen, bald den Andern tragend, hinaus in Nacht und Verzweiflung. Terschka war damals vier Jahre alt, Picard, kein anderer als unser Bickert, jetzt Dionysius Schneid, einige Jahre älter.

Zuweilen schreckte noch die Erinnerung an diese frühesten Lebenseindrücke Terschka wie ein Fiebertraum. Wilde, leidenschaftverzerrte Gesichter, wie sie Rembrandt und Honthorst malte, waren

es, die er heute im Geiste bei Laternenschimmer würfeln, Karten spielen, zechen sah. Auch Gold- und Silbergeräth sah er aufgehäuft, Säcke mit klingender Münze getragen. Wieherndes Lachen erschallte. Plötzlich folgten ängstliche Ausrufe des Schreckens über Verrath. Dann blinkende gezückte Messer, geladene Pistolen; er hörte fluchen mit einer Mischsprache von Holländisch, Deutsch, Jüdisch und Französisch. Nichts aber hatte sich unauslöschlicher seinem Gedächtniß eingeprägt, als jener Schreckensaugenblick des Brandes, des Hülfejammerns, des Sprunges aus dem Fenster. Alles das stand noch oft vor seiner Seele und doch war es ihm schon lange, als könnte es gar nicht gewesen sein und wäre nur die Erinnerung einer Erzählung, die er gelernt hatte mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Aber die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. Das Schreckenvolle dieser Erinnerungen wurde durch ein ihm eingebranntes Mal immer wieder aufs neue bestätigt. Ein Jahr nach jener Flucht erhielt auch er dies Mal eingebrannt. Zwar hatte beide Knaben ein der Hehlerbande angehörender Scharfrichter aufgenommen. Ein Jahr wohnten sie am Fuße eines Hochgerichts. Hier, wo die Gerippe todter Pferde im Hofe moderten, hier unter den abscheuerregenden Vorkommnissen des Abdeckens, hier unter den Zurüstungen von oft massenhaften Hinrichtungen lebten die drei Flüchtlinge, bis sie dem Scharfrichter zur Last fielen und sie von ihm der Regierung ausgeliefert wurden. Diese gab ihnen den üblichen Stempel und lieferte den ältesten zu Schiffe nach Java; den zweiten gab sie nach Frankreich, wo sein Vater in Brest auf den Galeeren saß; den dritten gab sie einer in Rotterdam zufällig anwesenden Kunstreitergesellschaft. Auch diese Trennung von seinen beiden Gefährten war Terschka unvergeßlich. Der gutmüthige Franz Bosbeck, der jetzige Bruder „Abtödter", weinte zwar nicht, wie er und Jean Picard

thaten, aber er schied von seinen Pfleglingen mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Wenzel von Terschka war von seinem siebenten Jahre an bis zu seinem vierzehnten ein Kunstreiter. Er kannte im allgemeinen seine Herkunft, sie wurde ihm nach den Untersuchungsprotokollen und den Aussagen des Heyum Picard sogar gerichtlich bescheinigt. Noch aber lag die Welt in allgemeiner Kriegsnoth und eine Eroberung der Vater- und Heimatsrechte für ein unmündiges, so wenig empfohlenes Kind, setzte damals, als Napoleon mit Oesterreich im Kriege lag, niemand durch. Halb Europa durchzog Wenzel von Terschka mit einer holländischen Kunstreitertruppe. Bald war der Knabe der Liebling der Gesellschaft des berühmten Jân von Prinsteeren und auch der Liebling des Publikums. Seine Behendigkeit und Gewandtheit übertraf alles. Im bunten Kleide auf dem Rosse, in Paris, in London, in den Seestädten, erregte er Bewunderung, bis er einst in Amsterdam das Unglück hatte, ein Bein zu brechen.

Jetzt begann der große Völkerkrieg gegen Frankreich; die Truppe löste sich auf. Den langsam Geheilten nahm ein aus Holland heimkehrender Schweizersoldat mit sich nach seiner Heimat, nach dem Canton Unterwalden. Zu Stanz war es, am Vierwaldstättersee, wo 1816 für die neue Befestigung der restaurirten italienischen Staaten schweizerische Mannschaft geworben wurde. Wenzel von Terschka, siebzehnjährig, nahm von den römischen Werbern, die, wie für Neapel dies geschah, so auch für den Kirchenstaat, eine ansehnliche Truppenmacht zum Schutz für unzuverlässige, erst neu hergestellte Zustände zusammenbrachten, Handgeld. Als Lanzenreiter ging er nach Rom.

An Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fehlte es dem äußerlich zwar unscheinbaren, aber mit einer wunderbaren Elasticität begabten Jüngling nicht. Seine Reitkunst übertraf alles. Muth

und persönliche Tapferkeit waren ihm nicht abzusprechen, obgleich die ihm eigene Weise von derjenigen seiner fest und sicherer auftretenden überwiegend schweizerischen Kameraden abwich. Die Schweizersoldaten sind in der Fremde das volle Abbild der heimischen Cantonalzustände ihre Mannszucht ist von einer unerbittlichen Strenge, der Verkehr der aus den alten Landesgeschlechtern gewählten Offiziere mit den Gemeinen ist ein streng geschiedener, das Hinaufrücken in höhere Stellen ein den letztern völlig unmögliches. Indeß wurde Wenzel von Terschka bald Instructor der Reitschule. Voll Unmuth jedoch über die Dienststrenge und von einem sein Gemüth durchwühlenden Ehrgeiz getrieben, offenbarte er sich dem Geistlichen der Truppe. Dieser, als Feldprediger, gehörte den Schweizern an und erwarb ihm für seine Wünsche um höheres Avancement keine Erhörung. In dem immer mehr sich deshalb steigernden Unmuth verlebte Terschka auf dem schönen classischen Boden qualvolle Jahre. Die täglichen Uebungen auf der römischen Campagna, in der Sonnenhitze, auf den dürftigen, vom Rosseshuf so vieler Kriege und Völkerwanderungen zerstampften und um jede Fruchtbarkeit gebrachten Heideflächen stimmten ihn oft zur Verzweiflung. Dann versuchte er den Uebergang zu den Truppen, die inzwischen vom päpstlichen Regiment selbst organisirt wurden; aber sein empfangenes Handgeld verwies ihn in die Reihen derjenigen Krieger, bei denen er nun einmal stand. Zuletzt reclamirte er seine österreichische Unterthanenschaft beim kaiserlich österreichischen Botschafter, durch dessen Kanzlei ihm die von ihm erbetenen Eröffnungen über seine in Böhmen befindliche Familie und sein mütterliches Vermögen zukommen sollten. Der strenge geregelte Gang des ganzen römischen Lebens jedoch, diese sich überall dort (wie in einem weitläufigen Palast, wo uns an jeder Treppe von Schildwachen eine strenge Zurückweisung zu Theil wird, wo uns jede Thür ihre

feierliche Aufschrift und ihr drohendes Wappen entgegenhält) beklemmend und angsterweckend gebende Geschäftsform verwies ihn immer wieder auf seine Kaserne, die nicht fern vom melancholischen Forum lag, unter den Trümmern der denkwürdigsten Vorwelt, nahe an jenen epheuumwucherten großen Thermen, die man nicht sehen kann, ohne an die grausamen Zeiten zu denken, wo unter dem Namen der Gladiatoren Hunderttausende in abgesteckten Lagern erst kostbar gemästet wurden, um dann als Fraß für die wilden Thiere oder, waren es Prätorianer, für den nicht endenden grausamen Krieg und die noch größere Grausamkeit der anstrengendsten Fußmärsche und Seereisen — von Indien nach Britannien — zu dienen. Oft kam ihm zwischen den einsamen weidenbewachsenen Hügeln, beim Fernblick auf die blauen Gebirge, beim Ahnen des hinter ihnen aufwogenden Meeres, der Gedanke an Selbstmord, an Flucht, Desertion; zuletzt schreckte ihn selbst der gewaltsame Tod durch die strafende Kugel nicht mehr.

Da erlöste ihn von dem ihm immer qualvoller werdenden Schicksal der Monotonie, der Abhängigkeit im Dienstzwang und des unbefriedigten Ehrgeizes ein neuer Unfall. Nicht das Bedürfniß nach Vertiefung seines regen Geistes war es, das ihn Augenblicke des wildesten Einsetzens seines ihm verhaßten Lebens leicht achten ließ; nur vorzugsweise der gebundene Ehrgeiz, nur die gebundene Leidenschaft tobte sich aus, als er zum zweiten mal ein Unglück zu Roß erlebte und, von einem für unbezähmbar geltenden Neapolitaner abgeworfen, für todt auf dem Platze blieb. Sein Wagemuth war durch Umstände herausgefordert, die fast an die Zeiten seines Kunstreiterthums erinnerten. Die Schweizertruppen hatten sich 1821 ausgezeichnet bei Unterdrückung der Aufstände des Montferrat und Piemont. Don Tiburzio Ceccone, der jüngere Sproß einer Familie der Nobili, war als Vorsitzender der Prevotalhöfe gegen die carbonarischen

Verschwörungen in kurzer Zeit zur höchsten Würde, zum Cardinalat, gelangt. 1819 war er, wie eine dunkle Sage ging, wie Holofernes von Judith, so von einem fanatischen Bürgermädchen Namens Lucrezia Bianchi beinahe ermordet worden und 1823 saß bei einem Besuche, den der Allgewaltige der Reitbahn der Schweizer-Lanciers zur Anerkennung ihrer geleisteten Dienste machte, neben ihm ein Kind von vier Jahren, bildschön — wie es hieß, seine „Nichte", wie Andere sagten, sein eigenes, das Kind — eben jener Lucrezia Bianchi, die im Kloster der „Lebendigbegrabenen" noch leben sollte —! Neben beiden in angemessener Entfernung, doch nahe genug, um auf keine Anrede des stolzen, üppigleidenschaftlichen, noch jugendlichen Herrn im schwarzen Kleide mit rothen Strümpfen die Antwort schuldig zu bleiben, saß, zwar nicht mehr in erster Jugendblüte, aber immer noch mit dem Schönheitsausdruck römischer Imperatorenmütter und wie eine gekrönte Heroine, die Herzogin von Amarillas, eine frühere Sängerin Fulvia Maldachini. Ringsumher Würdenträger des römischen Hofes, auf einer mit bunten Teppichen belegten, mit Blumen geschmückten Estrade zuschauend den Reitkünsten der Arena. Die Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen würde bei dem Anblick gesprochen haben: „Offenbarung Johannis 16: Und ich sahe das Weib sitzen auf einem rosinfarbenen Thiere und sie war bekleidet mit Scharlach- und Rosinfarbe und übergoldet mit Golde und Edelgesteinen und Perlen und hatte einen Becher in der Hand, voll Greuel, und ich sah das Weib trunken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen Jesu —."

Wie anmuthig aber, wie freundlich, wie unschuldig machte sich alles das in Wirklichkeit! Lachen und fröhliche Lust auf den Mienen, ganz so rein wie der tiefblaue Himmel über ihnen, wo nur wenige rosige Wölkchen wie kleine Montgolfieren

schwammen! Die Trompeten schmetterten. Das störte eine Nachtigall nicht, die sich nebenan in den Syringenbüschen einsam glaubte unter ringsum liegenden zertrümmerten alten Säulenschaften. Wie schwatzte man durcheinander! Im Kreise gingen Sorbets, die der Koch Ceccone's bereitete, dann und wann mit seiner weißen Tellermütze hervorlugend hinter einem improvisirten, teppichbehangenen Verschlage. Terrassenartig stiegen rings die Hügel hinan und aus Villa und Kloster und hinter alten Tempelsäulen und Thermenbögen guckte die abgesperrte Neugier in das tieferliegende Bild der Arena, der schnaubenden Rosse und einer Quadrille, ausgeführt von den besten Lanzenreitern auf Rossen, die zu tanzen schienen. Neue kleine goldene Scudis waren geprägt worden mit dem Bildniß des Stellvertreters Christi, zierliche kleine Halbdukaten, auf der Reversseite mit beziehungsreicher Inschrift für den neuen Triumph der Ordnung und des Glaubens. Eine Büchse voll davon rüttelt die kleine Olympia, wie die vierjährige Nichte genannt wurde, und plaudert und plaudert, wie viel das Kriegsministerium jedem als buona manchia verabfolge, der jetzt die schöne Quadrille zu Pferde tanze. Kein Sirocco weht. Leichte milde Frühlingsluft nach langem Regen. Ein Duft ringsum, wie hergefächelt aus den Gärten der Hesperiden. Und nun macht sogar Ceccone ganz ungeistliche Witze und spricht, wenn die Rosse sich nicht nach Sitte aufführen, zu einem Mitglied des diplomatischen Corps — von „Hesperidenäpfeln". Frägt dann rasch die Frau des spanischen Gesandten ihren Mann: Qu'est-il qu'il a dit? so citirt Eminenz selbst mit graziös lächelnder Miene und so, wie eben auch nur ein Cardinal lächeln kann, einen Vers aus Guarini's Schäfergedichten. Luft, Sonne, Licht, Farbe — Glück und Wonne ringsum — aber Wenzel von Terschka's Solo mislang. Sein Neapolitaner war nicht so leicht gebändigt, wie die Revolution General

Pepe's. Der kühne Reiter liegt auf dem Boden und alle halten ihn für todt. Dort herauf ragt das Coliseum, wo in solchen Fällen ruhig die alten Opfer aus den Schranken hinausgetragen wurden und der Römer gleichgültig zur Tagesordnung, einem neuen Kämpfer, überging. Jetzt entsühnt ein Kreuz die wilde Stätte und — was schuldigst du auch nur ewig Rom so ungebührlich an, greise waldensische Herrin von Castellungo! — das Carrousel — hört sogleich auf. Man trägt den für todt Erklärten in das Ospizio de Benfratelli. Vorläufig wird die halbe Büchse voll Paolis für ihn allein bestimmt. Die andere Hälfte der buona manchia erhalten die andern ohne weitern Gladiatorenkampf. Die Herrschaften brechen auf und fahren von dannen. Ecclesia abhorret sanguinem — „Die Kirche will kein Blut."

Wie wurde der Instructor der Reitbahn bemitleidet! Man erfuhr: Drei Rippen waren ihm gebrochen, das Uebrige zur Besinnungslosigkeit that die Erschütterung. Nun hörte man vollends noch, der Unglückliche trüge einen adeligen Namen. Die besonderste Obhut nahm ihn nun in Schutz.

Drei lange, traurige Monate lag Terschka bei den Benfratellen und war endlich geheilt. Er erklärte, kein Roß mehr besteigen zu können und keines mehr besteigen zu wollen. Er erbittet seinen Abschied und erhält ihn. In der That schleicht er siech und elend in Roms Gassen am Stabe dahin. Aus Böhmen hatte Wenzel von Terschka die Kunde erhalten, daß schon vor Jahren die Verlassenschaft seiner Mutter in Concurs gerathen war; eine Feuersbrunst hatte ihr unversichertes Eigenthum entwerthet. Uebrigens dachte er auch nicht mehr gern an Verwandte, die Bäcker waren. So voll Ehrgeiz steckte er, daß es ihn ärgerte, als der Laienbruder der Benfratellen, der ihn spazieren führte, an dem kleinen deutschen Friedhofe, der dicht an der Peterskirche liegt, sagte:

Sehen Sie nur, Herr, fast alle Deutsche, die hier begraben liegen, sind Bäcker gewesen! Das Backen haben die Römer erst wieder aus Schwaben und Baiern gelernt! Alle diese alten Bilder an den Grabmälern sind deutsche Bäckermeister!*) Terschka sah kaum hinüber. Er blickte nur hinauf zu den Zimmern des Papstes, zu den Zimmern des Cardinals Ceccone, der im Vatican ein Stockwerk höher als der Papst wohnte. Den Priestern, die im Hospital dienen, erklärte er endlich, als er völlig geheilt war, und mit zagender Schüchternheit, daß er Lust verspüre, in den geistlichen Stand zu treten.

Der Orden der Jesuiten war noch nicht lange wiederhergestellt und besonders zu diesem zog es Terschka, da er sich bei alledem die Kraft zu einem still beschaulichen Leben nicht zutraute. Nun war er vierundzwanzig Jahre alt und hatte nicht viel gelernt, außer ein paar lebenden Sprachen. Aber sein Geist war mächtig entwickelt gleich seinem Körper — er, der zwei Monate zu früh ins Leben gekommen! Sein Wunsch war ein Wagniß, das ihm mislingen konnte; aber er zeigte sich listig. Er hatte den Muth, an die kleine Olympia zu schreiben und ihr in dem schnell erlernten Italienisch durch ein Sonett zu sagen: „Du süße himmlische Kleine! Sei mein Schutzengel! Erwirke mir die Sporen des heiligen Georg, die mich nicht wieder, wie die irdischen, im Stich lassen sollen! Ich will für dich beten bei Ignazius von Loyola, der ja auch ein invalider Krieger war und jetzt der Gottesmutter so nahe steht! Hilf mir auf diesen Weg, du süßer Engel!" ... Olympia, die Tochter jener Lucrezia Bianchi, die ihre Tugend opferte, um den „Haß des Menschengeschlechts", wie den obersten Richter der Prevotalhöfe die Carbonari nannten, zu tödten, hüpfte mit diesen Zeilen zur Herzo-

*) Thatsächlich.

gin von Amarillas, ihrer Erzieherin, ihrer Hofdame, wie man sagen konnte — Tiburzio Ceccone lebte auf fürstlichem Fuß und erzog die Tochter der im Kloster der Vivi sepulti gefangen und als „irrsinnig" lebenden Mutter, die den Tod verwirkt hatte, wie seine eigene — was gab es da nicht alles zu verschweigen, was nicht mit Schleiern zu bedecken —! Sogar den Proceß hatte man der neuen Judith nicht machen können — eben deshalb nicht, weil sie durch einen Priester Mutter geworden war. Abends beim Thee zeigte die Herzogin dem Cardinal die in leidlichen Versen vorgetragene Bitte des jungen Schweizerlanciers; der Cardinal mit seinem feurigen Cäsarenkopf lachte und Wenzel von Terschka, dessen Antecedentien man noch nicht vollständig kannte, klopfte eines Tages — an die Pforte des Collegio al Gesù.

Kommt ihr niederwärts vom ehemaligen Capitol und lasset zur Rechten jene Kapuzinerkirche, wo eine kleine hölzerne Figur, in die Gewänder eines Wickelkindes eingeschlagen, „Bambino" genannt, als Jesuskind gegen alle Anfechtungen des Lebens angerufen, ja sogar in Procession aus der Kirche abgeholt wird zu Sterbenden oder Wöchnerinnen, so steht ihr an einem kleinen Platz vor einer Kirche, der reichsten in Rom, nicht der geschmackvollsten. Die Façade, die innere Ausschmückung gehört der Kunstepoche Bernini's an. Wagen über Wagen rollen bei ihren Stufen vor, Bettler in langen Reihen berühren die seidenen Gewänder der vornehmsten Damen und reißen den Eintretenden große lederne Decken auf, welche die Vorhänge der Thüren bilden. Drinnen empfängt dich ein mystisches Dunkel, Weihrauch, Lichterglanz, eine stickige Luft von Tausenden. Nirgends wird so laut gebetet, so sicher gesungen, so feurig gepredigt in Rom wie hier. Marmor und Gold sind verschwendet, Grabmäler stehen mit Statuen von großen Meistern geschmückt, kost-

bare Kapellen laufen ringsum; sie haben die bequeme Einrichtung, daß sie unter sich durch Thüren zusammenhängen und als trauliche Winkel dienen, in denen man hinter einem Pfeiler flüsternd verweilen oder einer im Schiff laut daherschallenden Kanzelrede in aller Stille folgen kann. Am östlichen Ende liegt eine kleine Ausgangsthür. Sie führt den Durchgehenden auf steinernem Fußboden in einen Nebenausgang — man sieht einen düstern Hof, in welchen Fenster eines großen todtenstillen Gebäudes hinausgehen, das sich dicht an die Kirche anlehnt. Kein Gefängniß ist es, obgleich die Fenster vergittert, ja theilweise mit Bretern vernagelt sind; es ist das Collegium der Jesuiten.

Terschka's Anmeldung wurde durch die Empfehlungen des Cardinals erleichtert. Ein Oberer empfing ihn, legte ihm Fragen vor und — wiederholte diese Fragen noch einmal, nachdem sie schon beantwortet waren. Sonderbar, er fragte sogar nach Dingen, die in vollem Gegensatz zu dem standen, was er soeben aus Terschka's Antworten gehört hatte. Terschka sagte dann auch befremdet: Ehrwürdiger Vater, ich hatte bereits bemerkt —! Ein andermal: Wenn ich schon gestand, keine todte Sprache zu kennen, so kann ich doch nicht griechisch verstehen —! Terschka ging. Der Obere nickte ihm freundlich nach.

Niemand ließ sich aber wieder bei ihm sehen. Er wohnte noch immer bei den Benfratellen. Er war vergessen; wochenlang. Tag um Tag verging. Terschka gerieth außer sich. Die Benfratellen klärten ihn auf. Der Obere hat Ihren Charakter prüfen wollen! Sie sind ungeduldig! Nur deshalb stellte er sich Ihnen vergeßlich und schwachsinnig, um zu sehen, ob sich bei Ihnen eine heftige Selbständigkeit Ihres Wesens zeigen würde. Terschka verstand jetzt das Benehmen des Obern. Voll Verzweiflung über sich selbst wollte er wieder an die kleine Olympia schreiben. Thun Sie das ja nicht! hieß es allgemein. So geh'

ich noch einmal zum Obern! „Er wird Sie abweisen! Warten Sie in Geduld!" Vier Wochen wartete Terschka. Dann rief man ihn in der That wieder. Er hatte „Geduld" bewiesen.

Ein anderer Oberer erschien und lobte Terschka, daß er sich beherrscht und nicht gemahnt hätte. Auch er fragte vielerlei und Terschka antwortete schon ruhiger und mit größerer Vorsicht. Nur als der Obere sagte: So bleiben Sie denn jetzt sogleich hier! und Terschka erwiderte: Aber, mein ehrwürdiger Vater, ich habe erst meine Sachen zu ordnen! da veränderten sich die Gesichtszüge des Examinators. Wieder hatte Terschka nicht bestanden. Wieder hatte er einen andern Willen als man vorausgesetzt. Er ging, nunmehr schon seine wiederholte Verkehrtheit ahnend.

Und neue vier Wochen verstrichen, die er warten mußte! Der Novize seufzte, aber er war demüthig geworden. Sehnsüchtig ging er an dem Collegio vorüber, sah zu den Fenstern des riesigen Gebäudes auf; jede Wallung, anzuklingeln und sich in Erinnerung zu bringen, unterdrückte er, und als man ihn dann endlich wirklich rief, schlich er ruhig und ergeben in das ihm angewiesene Zimmer.

Man gab ihm ein Neues Testament, den Thomas a Kempis und Rodriguez über die Gesellschaft Jesu. Er konnte kein Latein. Er mußte dies und überhaupt alles von vorn an erlernen — in seinem vierundzwanzigsten Jahre! Aber alle Besuche, die er von zwei zu zwei Stunden bald von diesem, bald von jenem Ordensgliede empfing, verließen ihn mit dem Zeugniß, das sie den Oberen ablegen konnten, der junge Novize besäße Geist und seltene Welterfahrung. Außerordentlich schien er gefallen zu haben. Nach acht Tagen erhielt er ein gedrucktes Examen, das er schriftlich beantworten mußte. Er konnte es deutsch oder italienisch thun.

Schon in dieser Aufforderung zur vollständigen Darlegung seines Lebens lag für ihn ein Anlaß zu mancherlei Besorgniß. Sein Leben enthielt so gefahrvolle Dunkelheiten! Das Mal am linken Arme! Sein erster Beruf der einer schnöden Schaustellung seiner Person! Wie konnte er auf eine künftige Priesterweihe hoffen! Er verzweifelte; zum Erfinden von Ausreden und Verschleierungen der Wahrheit verlor er in diesen Mauern ganz schon den Muth. Auch war es ihm fast, als käme man hier immer am siegreichsten durch, wenn man sich in allen Lagen ein für allemal auf Gnade und Ungnade ergab und sich ganz so nackt und so bloß darstellte, wie man wirklich war.

Schon glaubte der Novize am Ziel seiner Wünsche zu sein, als er in dem gedruckten Formular auf eine Stelle stieß, wo es hieß, daß er noch sechs Monate außerhalb des Hauses der Gesellschaft leben müßte und erst sechs verschiedene anderweitige Proben durchzumachen hätte! Er traute seinen Augen nicht. Wieder ein halbes Jahr seines Lebens verloren! Von jetzt an — es war zur Zeit der Sommermitte — bis zu Weihnachten wieder in einen nur halben Zustand zurückversetzt, wieder auf sich selbst angewiesen, auf die Unruhe und Ungeduld seines Herzens? Er hoffte auf Erlaß dieser Bedingung und hielt sie für eine nur gewohnheitsgemäß beibehaltene, aber außer Uebung gekommene alte Förmlichkeit. Man holte das Blatt ab. Drei Tage vergingen. Schon nahm er am gemeinschaftlichen Mahle theil, schon hatte er sich manches einzelne Ordensmitglied, das ihm zusagte, herausgefunden, da wurde ihm mit freundlichster Miene angekündigt, daß er auf sechs Monate seine Zelle wieder zu verlassen hätte: einen Monat sollte er bei den Schülern des Collegium germanicum wohnen, einen Monat in San-Michele Kranke pflegen, einen Monat sich als Wallfahrer kleiden und in Rom auf zehn Meilen in der Runde seinen Unterhalt durch Bet-

teln suchen; dann zurückkehrend sollte er im Collegium täglich einen Monat lang die Stuben reinigen, im fünften Monat aber in einer entfernten Kirche der Vorstadt Knaben in den Anfangsgründen der Religion unterrichten und im sechsten Monat allen Predigten beiwohnen, deren in den hundert Kirchen Roms drei oder vier täglich und zu verschiedenen Zeiten gehalten wurden, und darüber Referate liefern und bei allen diesen Proben zu gleicher Zeit auch noch die lateinische Sprache lernen.

Aufschreien hätte Wenzel von Terschka mögen vor Verzweiflung, aber schon band er sein Bündel und schickte sich an, ruhig die Vorschrift zu erfüllen. Sein Auge blinzelte; er hatte bereits bemerkt, daß, wie beim Opfer Abraham's, hier der Wille zuweilen für die That genommen wurde; er hatte bemerkt, daß man allmählich auch unter dieser strengen Disciplin abzuhandeln und abzumarkten versteht. Und in der That, man ließ ihn zwar aus seiner Zelle schreiten, wies ihn aber doch nur zwei Stockwerk höher, um ihn zu jenen deutschen Knaben und Jünglingen gelangen zu lassen, die in Rom zu Priestern erzogen werden. In dem mächtigen Gebäude war auch für diese Platz. Ein Rector empfing ihn, lächelte seines Alters, sprach ihm Muth zu und alles das in deutscher Sprache — Pater Xaver war aus dem Innviertel. Ein rothes Kleid mit einem schwarzledernen Gürtel mußte Terschka anlegen, wie seine Genossen. Um fünf Uhr mußte er aufstehen, das Sakrament in einer Kapelle besuchen, dann in einer Zelle Betrachtungen lesen, sie auswendig lernen, hierauf zur Messe gehen und erst um acht Uhr ein leichtes Frühstück nehmen, zu dem noch Matutine und Laudes aus dem Brevier zu sprechen waren; so ging es von Stunde zu Stunde weiter bis zur neunten des Abends, wo im Nu sämmtliche Lichter des Hauses erloschen sein und alle Schüler auf hartem Lager sich dem Schlaf empfohlen haben mußten. So zuerst acht Tage lang. Dann

aber wurden die Vorschriften leichter. Glückliche Hoffnung, die ihn beseelte, er würde die fünf übrigen Monate erlassen bekommen! Sie erfüllte sich theilweise und in erfreulichster Art. Er brachte sie sämmtlich bei den deutschen Jünglingen zu, deren Unterricht er zu theilen hatte. Schon die Scham, unter Knaben ohne Bart verweilen und von vorn Latein beginnen zu müssen, beflügelte seinen Lerneifer. Er, der das Leben schon in allem kannte, was ungestüm der natürliche Mensch zu fordern pflegt — saß hier auf der Schulbank; sein Kleid und sein physischer Bau ließen ihn dabei äußerlich so jung erscheinen wie die neunzehnjährigen.

Seltene, aber glückliche Stunden waren es, wenn die rothgekleidete Schar in den ihr eigenthümlich angehörenden Weinberg wandern durfte, um dort einen Nachmittag, meist ballschlagend und wettlaufend, zuzubringen. Dieser Weinberg lag nicht weit von Terschka's ehemaliger Kaserne, auf den Höhen des Monte Cölio, dicht an einer Kirche, die von außen die merkwürdigste, von innen die abschreckendste aller römischen Kirchen ist. Gerade den deutschen künftigen Priestern hat man die Rotunde des heiligen Stephanus gewidmet, einen alten, denkwürdigen Bau, der mit Bildern grauenhafter Art geschmückt ist. Ausschließlich scheint sie dem Martyrium gewidmet. Da liegt die vom Henker abgerissene blutige Brust der heiligen Agathe auf der Erde; ein Tiger krallt seine Tatzen in das Fleisch eines nackten Jünglings; der heilige Hippolyt wird, mit seinen Füßen an flüchtige Pferde gebunden, dahingeschleift — es ist eine blutige Anatomie, eine Morgue, in deren Anschauung gerade die deutschen Jünglinge in Rom Erholung finden sollen! Wahrhaft erquickend war da der zuweilen gewährte Besuch in den Gärten des Heiligen Vaters auf dem Quirinal. Die blauen, gelben, grauen Jesuitenschüler erfreuten sich damals dieser Gunst öfter noch, als die

rothen; jetzt lernt man auch die Bedeutung dieser rothen Jünglinge schätzen. Wie berauschend, wie ewig an Rom fesselnd, bei Sonnenglut in diesen herrlichen haushohen kühlen Boskets von geschnittenen Myrten zu wandeln und da ein Kegelspiel, Trucco genannt, zu spielen! Unter dieser Fülle von Oleandern, blühenden Aloes und Cactus! Unter diesen zahllosen Orangenbäumen, deren Blüten die Luft mit berauschendem Duft erfüllen! Ringsum tobt und wogt das lärmende Rom, die Wagen fahren, die Brunnen schäumen — aber auf diesem hochgelegenen Hügel verbirgt sich hinter einer chinesisch absperrenden hohen Mauer, dicht an dem Palast der zweiten Residenz des Heiligen Vaters (der Lateran, die dritte, ist ein Stiefkind der Päpste geworden), ein stiller Garten, geschmückt mit allen Reizen der Natur. So dicht gezogen und beschnitten sind die edelsten Platanen, daß es unter ihnen bei glühender Mittagshitze kühl ist, Springbrunnen plätschern, die Lacerten schleichen unter den großen, bis zum Boden wuchernden Feigenblättern dahin, Marmortische und Sessel laden zur Ruhe in den erquickendsten Schatten, den jene zwei Stockwerk hohen geschnittenen engen Myrten- und Ligusterhecken hervorbringen helfen — die Wege sind so schmal, daß man nur fast allein, nicht im Selbander durch sie hindurchschreiten kann. Hier reinigte die balsamischste Luft alle vier Wochen einmal die Brust vom erstickenden Schulstaub. Terschka, der Mann, der schon auf einer ansehnlichen Höhe des Lebens Angekommene, der mit Erinnerungen schon für ein halbes Leben Ausgestattete, konnte hier eine Weile vergessen, daß er wieder zum Kinde geworden, konnte die marmornen Hermen bewundern, die, rings umschlossen von Ephen und Myrte, in den Boskets standen und Frauenbilder der alten Römerzeit von seltener Schönheit darstellten. Zwei dieser Hermen erklärte er, wie in still unterdrückter, noch nicht abgeschworener Liebesglut, für die Herzogin von Amarillas und das künftige

Jungfrauenbild der kleinen Olympia. Sie sind noch jetzt von jedem zu finden vor dem kleinen Casino des Papstes, dicht in der Nähe der Treibhäuser, unter Gruppen von Aloes, zwei weibliche Köpfe voll Starrheit, Verwegenheit und jener Sphinxschönheit, die Terschka in seinem spätern Leben nur zweimal wiedersah, bei jener Angiolina in Dalmatien und bei Lucinden — unter den Offizieren in Kiel sagte er's damals.

Nachdem Terschka, nach zweijährigen Studien unter den deutschen Schülern, wieder ins Collegium hinuntergezogen war, gaben seine Generalbeichten mancherlei Anstoß. Sein vergangenes Leben widersprach den Ansprüchen, welche die Kirche an die Unbescholtenheit ihrer Priester macht. Sie duldet keine Entstellung des Rufes wie des Körpers, keine schwächlichen, krankhaften Gestalten, nichts, was irgendwie dem Makel der Welt verfallen ist und etwa dem Geist das Uebergewicht verleiht — auch Pater Sebastus hatte noch nicht die Weihen empfangen. Aber Wenzel von Terschka bot alles auf, sich Erhöhung zu verschaffen und die Vergessenheit der Jahre, wo er als Kind und Knabe unter Räubern und Gauklern lebte, durchzusetzen. War doch mancher vornehme römische Prälat verdächtigem Gesindel der Sabinerberge entstammt. Und eine thatkräftige Natur muß zu einem Ziele, das sie sich einmal gestellt hat, irgendwie hindurch. Sie bereut vielleicht später die Anstrengungen, die sie machte, des nicht befriedigenden Lohnes wegen; aber den Werth des Lohnes, ahnt man auch schon seine Geringfügigkeit, erwägt derjenige nicht, dem eine Laufbahn Mühen macht und der Kopf voll Ehrgeiz steckt. Selbst den ihn außerordentlich gravirenden Anstoß des Brandmals auf seinem Arm, das durch nichts hinwegzutilgen war, das jeder chemischen Beize, jeder blutigen Operation widerstand, überwand seine Geduld, sein inbrünstiges Bitten, zuletzt seine Intrigue; denn so unmöglich es fast war, außerhalb des Collegiums einen Briefwechsel zu

unterhalten, Terschka übersandte wieder einen Brief an die Herzogin von Amarillas und dichtete wieder ein Sonett an Olympia Maldachini.

Die Kleine, die als Italienerin von sechs Jahren schon so entwickelt und willensstark war, wie eine Deutsche von zehn, setzte ihrem heiligen Georg Schild und Lanze durch. Die Väter lächelten und schienen eigenthümliche Pläne zu haben. Terschka erhielt die Sottane, den schwarzen Leibgurt, die schwarzen Strümpfe und Schuhe, sein Haupthaar wurde geschoren. Ecco un nuovo fratello! rief eines Tages bei Tisch der Novizenmeister den übrigen Novizen zu.

Gräfin Erdmuthe hatte mit ihrem Ausruf, als sie zum ersten mal Terschka's ansichtig wurde, Recht gehabt. Terschka war Jesuit.

10.

Terschka zählte schon sechsundzwanzig Jahre, als er Profeß der drei Gelübde wurde, der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams. Nach Verlauf von drei Jahren wurde er ein Priester von allen Weihen. Zwei Jahre später, kurz vor der Julirevolution, legte er das vierte Gelübde ab, Gehorsam dem Heiligen Vater, unbedingtes Sichverwendenlassen für jeden ihm auferlegten Zweck. So stand er auf dem Gipfel seiner Wünsche.

Und auch keineswegs war er unbefriedigt. Der Autodidakt liebt mehr als ein Studirter sein Wissen, das er sich mühsam erworben hat. Er liebt es mit mehr Begeisterung als ein von früher Jugend an Geschulter. Und welche Bewährungen gab es nicht! Dienen mußte er unausgesetzt, knechtisch dienen, aber zugleich konnte er nach andern Richtungen hin oft auch schon souverän befehlen. Jede Stufe der Unterwerfung mehr auf der einen Leiter gab zugleich auch auf einer andern eine Stufe der Erhöhung. Er besuchte die Hörsäle der wenige Schritte vom Collegium entfernt liegenden Universität. Hier, wo Hebräisch und — Physik nicht nur in demselben Auditorium, sondern oft auch von demselben Lehrer vorgetragen wird, legte er den Grund zu einer Fülle von Thatsachen, die sein Inneres mächtig hoben. Und diese Erweckung, diese stete Gegenständlichkeit und Bewußtheit des Denkens! Schon die Anleitung zu den „Vorspielen“

des Geistes oder zur „Erleuchtung" —! Bonaventura kannte sie, diese Künste der „geistigen Lesung" und der „Vorspiele" —!

Eine Betrachtung z. B. über das Verjagen der Wechsler aus dem Tempel mußte nach Jesuitenhomiletik in folgender Art angestellt und geordnet sein: Erst ist der einfache Stoff zu lesen; dann schlägt im Collegium plötzlich eine Glocke — mit dem ersten Schlag derselben stellt man sich rasch einige Schritte vom Betpult entfernt, denkt sich Gott und die Heiligen unmittelbar gegenwärtig, fällt auf die Kniee, küßt die Erde und beginnt die lebendigste Phantasievorspiegelung eines Tempels, eines erhabenen Baues mit Säulen, mit einer, wie beim Pantheon, halb eingebauten, halb in der Vorhalle aufgeschlagenen Reihe von Buden. Das Geld klimpert, die Wechsler, ganz wie sie nur auf der Via Condotti oder auf dem Corso stehen mit ihren Napoleonsd'ors und Papierscheinen, dieselben Wucherer mit Habichtnasen, wie sie unter den Tuchhallen am Eingang des Ghetto zum Kauf einladen, ihre Waaren anbieten müssen, übervortheilen, schreien — schreien in die Messe der Santa-Maria Monticelli hinein, in die Klingel des Ministranten. Nun erscheint der Heiland, das Haar von Lichtglanz umflossen, die Farbe des Rocks ist roth, der Ueberwurf blau, die Jünger stehen neben ihm. Niemand von den Schreiern weicht aus, niemand achtet die Andacht derer, die der heiligsten Procession sich schon verneigen. Da ergreift Christus — vielleicht einem Tempelvogt (Ausmalung seiner Tracht) — die Geißel, wirft die Tische um, das Geld rollt weit auf die Straße hinaus, das Volk wagt nicht es aufzuraffen, denn der heilige Zorn ist wie Donnerrollen, sein Auge wie Feuerlohe. „Mein Haus ist ein Bethaus und ihr macht es zur Mördergrube!" Das schallt dann in die Welt hinaus — Nutzanwendung — endlich Gebet! So muß nach Jesuitenanleitung jeder Vorfall der heiligen Geschichte unmittelbar und mit

Farben der Gegenwart erfaßt, so umschrieben, so in seine kleinsten Bestandtheile zerlegt werden und dabei die Gedankenordnung nur innerhalb der Ruhestationen des sinnlichen Vorgangs gewählt werden. Die Wechsler: das ist die Sünde! Der Augenblick der Reinigung: das ist die Buße! Der Zustand nachher im Tempel: das ist die Erlösung! Endlich die Vergleichung mit unserer Gegenwart und die Nutzanwendung auf das innerste Herz — bis das Ganze dann im „Colloquium mit Gott", mit Gebet, schließt. In dieser Weise wollte Müllenhoff versuchen, auch die Exercitien auf dem Schloß der Frau von Sicking einzurichten. Etwas zu spanisch und italienisch für uns! hatte ihm Bonaventura gleich erwidert.

Immer mehr Bewährungen gab es für Wenzel von Terschka. Sogar seine ritterlichen Künste boten Gelegenheit dazu; sie wurden sogar absichtlich und ausdrücklich von den Vätern befördert. Die jungen Geistlichen bestiegen zwar nicht das Roß, aber sie turnten und voltigirten; Reck und Barren fehlten in den Uebungssälen nicht. Da und dort beaufsichtigten sie auch die Erziehungsanstalten. Hier besonders bewunderte man den „Pater Stanislaus"! Denn „Stanislaus" nannte sich Terschka nach dem heiligen Stanislaus von Kostka, jenem jungen Polen, dessen erster Lebensschmerz damit begonnen hatte, daß er 1564 von seinem Hofmeister und seinem älteren Bruder gezwungen wurde, zu Wien im Hause eines Lutheraners — zu wohnen! Dieser junge Heilige wurde vom Beten und Nachtwachen, wie der heilige Aloysius, unsers Thiebold Beichtvorbild, ganz elend, kam von allen Kräften, näherte sich dem Tode. Da entbehrte er die heilige Wegzehrung, die der lutherische Wiener nicht in sein Haus gebracht sehen wollte. Nun erschien dem Knaben die heilige Barbara, zur Seite mit zwei Engeln, und brachte ihm die ersehnte Speise. Doch er sollte nicht sterben. Maria kam in jeder Nacht und setzte auf die Decke

seines Bettes das Jesuskind und sagte ihm jedesmal, nachdem er mit ihm gespielt hatte: Stanislaus, tritt in die Gesellschaft Jesu! Stanislaus von Kostka fand nirgends für seinen Wunsch in Wien ein Gehör. Der Provinzial der Jesuiten verlangte erst eine väterliche Bescheinigung. Sein Vater, ein Senator der Krone Polens, schrieb von seinem Schlosse Rostkau im Posenschen, daß er nimmermehr diesen Beruf seines Sohnes wünschen könnte. Stanislaus flehte den apostolischen Nuntius an. Vergebens. Er mochte klopfen an welche Thür er wollte, niemand erwies ihm — damals in Wien — die Gnade, ihn Jesuit werden zu lassen. Da rieth ihm der Provinzial: Wandere gen Rom zu Franz Borgia, unserm General selbst! Also that er. Er entsprang seinem Hofmeister und seinem Bruder, zog Bettlerkleider an und ging über Augsburg zunächst nach Dillingen. Hier im Jesuitenkloster mußte er bei Tisch bedienen und die Stuben kehren. Canisius, der berühmte Morallehrer der Jesuiten, entließ einen seinem Vater entsprungenen Sohn völlig einverstanden gen Rom. Franz Borgia empfing ihn dort voll Güte und schützte ihn vor dem Zorn des polnischen Senators, der die Diplomatie zu Hülfe rief, um sein Vaterrecht zu behaupten. Stanislaus wurde Priester. Er war ein Muster jener „süßen Andacht", die ein Antlitz wie mit Rosen verklären kann. Ihm mußte befohlen werden, nicht zu lange zu beten. Das Verbot wiederholte sich und wurde sein Todesstoß. An den Folgen der Wehmuth, daß man seine Andachtsglut so oft unterbrach, starb der Jüngling, achtzehn Jahre alt. Man sprach „den Märtyrer des verweigerten Betens" heilig. Als es bei Terschka's Priesterweihe gerade drei Bewerber um den Namen Stanislaus gab, hatte Wenzel von Terschka als Slawe das Vorrecht. Dafür mußte er in der Kapelle San-Andrea, dicht in der Nähe der schönen Gärten des Quirinals, drei Nächte an dem Bilde

seines Heiligen wachen, an jener Statue, die den sterbenden Jüngling Stanislaus von Kostka darstellt — der Körper von weißem, die Kleider von schwarzem, das Bett von gelbem Marmor.

Eines Tags wurde Terschka zum General der Jesuiten, einem Holländer, gerufen und erfuhr von ihm in holländischer Sprache folgende, ihn mächtig ergreifende Anrede: Pater Stanislaus! Die Stunde ist gekommen, wo Sie durch Bewährung im Dienste Ihres Ordens Ihre Schuld der Dankbarkeit abtragen können!

Der Pater verneigte sich. Er ahnte einen schon seit lange mit ihm bezweckten Plan.

Es sind Ihnen große Indulgenzen zu Theil geworden! fuhr der General fort. Sie haben Wohlthaten von der Kirche erfahren, die zu den seltensten Fällen gehören! Der Empfehlung Ihrer Gönner werden Sie zeitlebens verpflichtet sein.

Terschka verneigte sich tiefübereinstimmend. In den letzten Jahren war eine besondere Protection des Cardinals Ceccone nicht mehr ersichtlich gewesen, er bedurfte sie auch nicht; seine Anschlägigkeit fing an sich alle Wege zu bahnen, und er selbst war mit seiner Lage zufrieden.

Ich ließ einen Rath über Sie halten! begann der General aufs neue. Man sprach für Sie und auch, wie es das Gesetz will, gegen Sie! Eine Stimme gab den Ausschlag, die, daß Sie vermöge Ihres ganzen Naturells dem Orden am besten dadurch dienen würden, wenn Sie — in die Welt zurückkehren! Ein Redner — das würden Sie nicht; zur Gelehrsamkeit und zum Unterricht fehlte Ihnen die Ruhe; Ihr praktischer Sinn wäre es, in welchem sich alle Ihre Vorzüge und — Ihre Fehler zu einer möglichst guten Nutzanwendung vereinigten!

Terschka's schon gründlich jesuitisch gewordenes Naturell grübelte, wer wol sein Ankläger gewesen sein mochte. Dergleichen war schwer zu erforschen — seiner schmiegsamen Natur gelan-

es vielleicht; er wußte jedoch, diese Contras mußten bei einem Gericht stattfinden, Fehler mußten — mit Gewalt aufgesucht werden, nur um dem Princip der Gerechtigkeit nichts zu vergeben. Täglich wurde man so geübt im Beurtheilen der andern. Gingen zwei Jesuiten spazieren, so mußte einer vom andern berichten, was sie unterwegs gesprochen hatten. Der General, der die in Terschka's Innern sich entwickelnden Gedankenreihen übersah, fuhr auch fort: Fassen Sie keinen Groll gegen irgendjemand! Scheiden Sie von uns allen wie von Ihren Freunden! Auch nicht einer ist, der Ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe; nur sind die Gaben mannichfach vertheilt und je mehr Ihnen der eine vom Einen nahm, desto mehr mußte er Ihnen vom Andern lassen! Vorzugsweise besitzen Sie Ein Talent — das Talent, sich beliebt zu machen! Viele versuchen sich darin. Nie aber sah ich so glückliche Erfolge, wie bei Ihnen! Sie werden in Wahrheit von uns allen vermißt werden.

Pater Stanislaus lächelte bescheiden und harrte voll Spannung.

Der Auftrag, der Ihnen ertheilt wird, hängt mit unsern Missionen zusammen —

Mit unsern Missionen! Terschka erwartete ein Reiseziel — jenseit der Meere —! Seine Wünsche waren indifferent, doch schien die Aussicht, große Gefahren bestehen zu müssen, nicht eben lockend für ihn. Dennoch beherrschte er sich.

Jetzt sogar lächelte der General. Er mußte Pater Stanislaus bewundern, der nicht eine Miene verzog oder sonstwie seinen Verdruß zu äußern wagte. Ich meine die innere Mission, setzte der General hinzu, die Verherrlichung unsers Ordens in der Sphäre der Lüge und des Abfalls! Richten Sie Ihre Aufmerksamkeit auf den Norden, von dem Sie herkamen! Zunächst auf den großen deutschen Kaiserstaat! Erinnern Sie sich, daß Oesterreich kurz nach dem Schisma, das die Kirche dem abgefallenen

Augustinermönch verdankt, zu sieben Achttheilen — zu sieben Achttheilen! — von Rom abgefallen war! In Wien konnte ein Lutheraner sagen: In mein Haus lass' ich die heilige Wegzehrung nicht bringen! Durch uns ist das Kaiserreich in den Schoos der Kirche zurückgeführt worden! Die Mittel und Wege dazu waren mannichfach. Sei Ihnen vorläufig diese Mittheilung über Ihre künftige Verwendung — als Anlaß zur — Prolusio hiermit empfohlen.

Damit war Pater Stanislaus für heute entlassen. Zur „Prolusio" —! Zum Vorspiel der Phantasie —! Ja wie nahm auch jetzt das Wort des Generals den ganzen Menschen gefangen! Terschka war Mönch, Jesuit, Priester geworden, um sich aus einem Leben aufzuschwingen, das seinem Ehrgeiz nicht entsprach. Adeliger Geburt — und dennoch hatte er dienen müssen, dienen in einer Stellung, die ihm keine weitere Erhöhung für die Zukunft versprach. Er ergriff den geistlichen Beruf als einzige Rettung und er war nicht undankbar. Nichts hatte er gewußt als einige lebende Sprachen, er wurde durch den Orden ein Mann höherer Bildung. Daß es andere Bildungsformen in der Welt gab, als die ihm gerade hier zu Theil wurden, ahnte er, aber er mußte die vorziehen, die das aus ihm machten, was er anders für jetzt nicht hätte werden können. In der That besaß er keine Rednergabe. Selbst in der Schule bewährte er sich nicht. Nur in der Erziehungsanstalt, die durch das Collegium geleitet wurde, gab es vielerlei von ihm glücklich beaufsichtigte Unterrichtsgegenstände; Reiten, Tanzen, Fechten wurde gelehrt. Das ja hat die Erziehung durch Jesuiten so begehrt gemacht. Eitle Schaustellung und Unterhaltung der Phantasie war von je und ist die Grundlage der Erziehungsanstalten, welche Jesuiten lenken.

Terschka hatte die wunderbare Moral des Probabilismus kennen gelernt, die ihn wahrhaft blendete. Was nur im Menschen über den

schwierigen Unterschied zwischen „Gut" und „Böse" schlummert, hier fand er Aussprüche dafür voll Kühnheit und blendenden Schimmers. Der Wille wurde in dem Grade von der That getrennt, daß beide in eins zusammenfallen konnten und dennoch unterschieden wurden. Der Wille konnte rein und schuldlos bleiben; er konnte die That unmittelbar hervorgerufen haben und dennoch war letztere nicht sein, sondern nur ein Ergebniß — der Natur. So haben nicht die Materialisten unserer Tage die Willensfreiheit geleugnet, wie die Moral der Jesuiten schon lange die That zum Ergebniß der Umstände macht. In den mislichsten Situationen deckt sie immer noch dem Willen den Rücken. Listig und verschlagen, wie Terschka's Sinn von Natur war — wenn nicht so sehr aus Wohlgefallen am Bösen, doch aus Bedürfniß, seine Kraft zu üben und um der Voraussetzung willen, daß eben Bildung, diese ersehnte Bildung, zur Wehr und Waffe des Geistes werden müßte und es mit sich brächte, überall Widerstand zu leisten — lernte er, Bildung wäre die Kunst, sich spielend und ohne den mindesten Schein einer Gewaltthätigkeit das Leben dienstbar zu machen.

Welche Vorstellungen weckte jetzt die „Prolusio"! Eine Mission nach Oesterreich! Der Abfall von der Kirche! Die verschiedenen Mittel und Wege, die einst eingeschlagen wurden, um sieben Achttheile einer großen Bevölkerung wieder in den alleinseligmachenden Schoos der Kirche zurückzuführen! Seine eigene Herkunft war vielleicht eine hussitische! Welche Studien weckte diese Anregung auf dem Gebiet der Geschichte, welche auf dem Gebiet der menschlichen Seele! Pater Stanislaus brannte auf die Enthüllungen, die ihm würden zu Theil werden. Ja er dachte sich einen tief angelegten Plan entweder auf Böhmen oder auf Ungarn, wo noch genug Protestanten lebten. Verstand mußte zu seiner Aufgabe gehören; denn das durfte er sich sagen:

von seinem Namensheiligen hatte er durchaus nichts, nichts, was auch seinem Antlitz einen rosigen Verklärungsschimmer gegeben hätte. Wenn er betete — ihm war der Befehl, nicht zu lange zu beten, nie gegeben worden.

Erst nach vierzehn Tagen machte der General der Ungewißheit des jungen Professen ein Ende. Ihre Vorfahren, sagte er, eine Ahnung Terschka's bestätigend, als beide wieder allein auf der einfachen, allen andern Wohnungen gleichen Zelle des Generals waren, Ihre Vorfahren waren Hussiten! Abtrünnige waren sie schon vor Luther! Wir haben deren in Italien noch frühere, die Waldenser! Sie leben noch jetzt mit immer wieder nachwuchernder, unzerstörbarer Kraft im Piemont! Eine Gräfin von Salem-Camphausen, die hinterlassene Witwe eines österreichischen hohen Militärs, Protestantin, beschützt sie von einem ihr angehörenden Schlosse Castellungo aus! Es liegt zwischen Cuneo und Robillante, in dem blühenden Thal, das sich vom Alpenpaß des Col de Tende abwärts senkt! Die Umtriebe dieser Frau überschreiten alles Maß! Sie hat die Könige von Preußen, England, Schweden und Holland aufgerufen, um den Waldensern größere Freiheiten zu gewinnen, als sie unter einer rechtgläubigen Bevölkerung in Anspruch nehmen dürfen! Gelang es schon in alten Tagen, das schöne Salzburg zu entvölkern und seiner reichsten Unterthanen zu berauben, die man zuerst mit dem Gift der kaum überwundenen Ketzerei verdarb und dann mit Geld und Gut in die protestantischen Lande lockte; gelang es erst in unsern Tagen, sogar aus dem altgläubigen, gottgetreuen Tirol Colonieen nach dem uns gleichfalls ganz zurückzuerobernden Schlesien zu entführen: wie soll es werden, wenn mit Hülfe Englands immer weiter auch in das Herz Italiens hinein rechthaberisches Bibellesen und streitsüchtiges Dogma sich verbreitet? Dem Frevel dieser deutschen Gräfin ist ein Ziel zu

setzen! Für ihre Dreistigkeit gebührt ihr ebenso eine Züchtigung, wie ein Vorbau den Erfolgen, die sie erringt oder erringen könnte.

Die Aufregung des Generals war so groß, daß er aus der italienischen Sprache wieder in sein heimatliches Idiom verfiel. Terschka konnte ihm da, wie er wußte, mit völligem Verständniß folgen.

Diese gefährliche Frau, fuhr der General fort, hat einen Sohn, der in diesem Augenblick noch bei einem kaiserlichen Reiterregiment als Lieutenant steht. Er wird aufsteigen. Sein Glaubensbekenntniß ist das seiner Mutter. Sein Name ist ein hochgefeierter, wenn auch seine Mittel gemessen sind. Binnen kurzem dürften ihm bedeutende Reichthümer zufallen; denn eine zweite, rechtgläubige Linie seines Geschlechts, im Innern Deutschlands, ist im Begriff auszusterben. Zwar existirt, soll existiren eine alte Urkunde, der zufolge die Bedingung, unter welcher die wiener Linie diese großen Besitzungen der andern Linie anzutreten berechtigt ist, die Religion der aussterbenden sein muß. Diese Urkunde findet sich leider nicht. Sie wird seit Jahren gesucht.

Terschka horchte nur immer. Ein eignes Urtheil zu fällen wurde er nicht aufgefordert und fällte keines. Er wartete auf die genauere Angabe des Gegenstandes, auf den er zu achten hatte. Vom weisen Rathschluß der Väter seines Ordens war er vollkommen überzeugt.

Der General verweilte nicht bei der Urkunde, sprach nicht vom Talent jenes deutschen Convertiten, des Pfälzers Kaspar Scioppius, der sein ganzes Leben an die Verherrlichung der Kirche gesetzt hatte und einer der berüchtigtsten Falsarien war. Unter der Autorität von Kaisern und Königen und mit dem Titel eines Grafen von Clara-Valle fälschte er im 17. Jahrhundert Stammbäume und Urkunden, veranlaßte dadurch Processe und entschied

sie. Vierzehn Jahre lebte Scioppius in Padua bei verschlossenen Thüren, aus Furcht, von seinen Gegnern, die zufällig leider — Jesuiten waren, ermordet zu werden. Er haßte sie und sie haßten ihn, nicht ihrer Moral wegen, nicht seiner Falsa wegen, sondern — weil sie ihm sein Latein corrigirt hatten und er ihnen im Gegentheil vorwarf, daß sie keins schreiben könnten.

Terschka lauschte mit athemloser Spannung; aber auch heute noch blieb die ihm gestellte große Aufgabe wiederholt nur im Stadium der — „Prolusio". Der General sagte: Findet sich die Urkunde, so ist ein Familienabkommen getroffen, daß sich die letzte Erbin der Dorste-Camphausen mit dem letzten Erben der Salem-Camphausen vermählt — eine Rechtgläubige mit einem Ketzer! Findet sie sich nicht, und alle Zeichen sprechen dafür, so fallen an eine ketzerische Familie unermeßliche Reichthümer, in eine rechtgläubige Provinz kommt ein ketzerisches Element, das Scandalum jener Vorgänge im Piemont findet reichere Nahrung, und alles das von einer Seite her, wo sich die Kirche einer solchen Störung am wenigsten versehen sollte, aus einer Gegend, wo die Wohlthaten der Rechtgläubigkeit ein Gemeingut sind, sodaß Maria Theresia sich bis auf den letzten Augenblick sträubte, jene gottlose Vernichtungsbulle unsers Ordens, die That eines unglücklich Verblendeten, der glücklicherweise nur im Auftrag der uns schützenden und glorreicher wiederherstellenden Vorsehung handelte, auch in ihren Staaten zu vollziehen —!

Mit dieser Anregung der Phantasie wurde Terschka aufs neue entlassen. Ueber die Anwendung jenes Widerstandes der Kaiserin Maria Theresia gegen die Bulle „Dominus ac redemptor" kam Pater Stanislaus bald hinweg. Maria Theresia gab der Aufhebung der Jesuiten dann erst ihr Placet, als man ihr, um sie von der Gefährlichkeit, Wortbrüchigkeit, Ungeistlichkeit der Jesuiten zu überzeugen, von ihrer letzten, einem Jesuiten gesprochenen

Beichte — aus Madrid eine Abschrift schickte —! Terschka wußte, daß der Orden diesen Verrath auf eine Intrigue der über seinen Fall frohlockenden Dominicaner schob. Aber welche Fülle der Beziehungen doch in dem vom General ihm Mitgetheilten! Welche Aussichten zur Bewährung! Was sollte geschehen, was von ihm gefördert und unterstützt werden? Welche Hülfsmittel, welche Verbindungen gab es für ihn? Wohin hatte er die Reise zu richten? Zu jener so muthvollen, herausfordernden protestantischen Gräfin? Zu jener jüngern katholischen? Sollte die Urkunde gesucht werden? Sollte die gemischte Ehe gehindert oder, wie so oft, „dirigirt“ werden in dem Sinne, daß der junge Offizier seine Confession änderte? Allmählich trat in seine Combinationen immer mehr das Bild dieses jungen Kriegers ein. Er malte sich ihn aus in allen seinen Lebensbezügen. Es überkam ihn eine Ahnung, daß man ihn vielleicht in dessen Nähe würde senden.

Diese Ahnung betrog ihn nicht. Der General eröffnete ihm nach einiger Zeit, daß er zur Direction des Grafen Hugo von Salem-Camphausen abgeschickt werden sollte. Mitwirkungen und Erleichterungen würden ihm genannt werden. Seine Aufgabe leitete sein Souverän in folgender Weise ein: Wir wünschen, daß Graf Hugo katholisch wird! Die Rücksichten auf seine Mutter und auf ihre Umtriebe, auf jene Provinz und auf die Erbschaft, im eventuellen Fall auf jene Mischehe, sind die nächsten und dringendsten Aufforderungen, drohenden Gefahren zu begegnen. Zuletzt ist auch das Werk schon an sich ein wohlthätiges. Doch ist es nicht leicht. Wir haben über den jungen Krieger Nachrichten, die für eine große Verehrung seiner Mutter sprechen. Solange sie lebt, würde er ihre Irrthümer schonen und ihr schwerlich die Strafe zufügen, die sie schon wegen ihrer Umtriebe gegen den Bischof von Cuneo und das Kapitel von Robillante verdient! Auch denkt der Orden nicht an ein plötzliches

und schnell errungenes Resultat. Wir arbeiten in allem nicht für die Minute, sondern für das Jahr; ein Jahrhundert bedarf es, um durch Tropfen einen Stein auszuhöhlen — Sehen Sie die Statue des St.-Peter auf dem Vatican! Wer möchte glauben, daß man einen Fußzehen von uralter felsenfester Bronze so allmählich — hinwegküssen kann! Es gehört dazu eben ein Jahrtausend. Ihre Aufgabe geht in eine weite Fernsicht. Sie dürfen sich Zeit dazu nehmen. Sie dürfen Ihr ganzes Leben daran setzen und müssen es, um die Absicht nicht zu verrathen, die Sie mit Ihrer Handlungsweise verbinden — Sie legen Ihr geistliches Kleid ab! Der Orden dispensirt Sie von jeder Rücksicht auf Ihren Stand! Sie bleiben, was Sie sind — nie verweht der Duft des heiligen Oels, das Sie salbte! Aber selbst das Zeichen der Demuth auf Ihrem Haupte müssen Sie schwinden lassen — Sie erhalten ein Patent als ein auf unbestimmte Zeit beurlaubter „Rittmeister in päpstlichen Diensten“! Denn gerade darin, daß Sie diesem Anschein, ein Krieger zu sein, wirklich auch zu entsprechen verstehen, lag — liegt der Grund, warum gerade Sie zu dieser Aufgabe gewählt wurden.

Wenzel von Terschka stand betäubt. Darum hatte man keinen Anstoß an seiner Vergangenheit genommen! Darum gleich anfangs keine Erinnerung an seine vergangene Laufbahn! Die Aussicht, mit der Erhebung, mit der Bildung, die er jetzt empfangen, aufs neue ein weltliches Leben, wenn auch nur zum Schein, beginnen zu können, machte ihn schwindeln. Der Stand, eine weit höhere gesellschaftliche Stellung, als die sein Vater bekleidete — alles wieder aufs neue, wenn auch in anderer Art, anerkannt —! Gehoben und gehalten von unsichtbaren, mächtigen Händen — —! Kaum vermochte er sich zu sammeln und dem in aller Würde, mit feierlichem Ernst, ja mit Fanatismus ihm geschilderten Plane in seinen Einzelheiten zu folgen.

Es ist unwahr, wenn man behauptet, Ignaz von Loyola oder seine Schüler hätten gesagt: Der Zweck heiligt die Mittel. Dies Wort findet sich nirgends in ihren Constitutionen. Aber einst schon sagte der Dechant von St.-Zeno, Franz von Asselyn, zu Bonaventura, als dieser über ein Pamphlet eiferte, das die „Geheimen Verordnungen" der Jesuiten neu wieder abdrucken ließ: „Du hast Recht, mein Sohn, diese Schrift ist eine Lüge, die seit zweihundert Jahren entlarvt ist! Ich weiß es, ein polnischer Jesuit schrieb diese «Monita secreta», um sich an dem Orden, der ihn ausstieß, zu rächen; Hieronymus Zaorowski war zügellos und unsittlich und verdiente die Strafe seiner Obern. Nein, nie haben diese Anleitungen zur Erbschleicherei, zur Verführung jugendlicher Gemüther, zur Bereicherung des Ordens, zur Verhetzung der Ehen, zur Verhetzung des Staatsfriedens, so niedergeschrieben, in den Gesetzen der Gesellschaft gestanden, aber — die Monita secreta sind ein Codex ex post! Sie sind die Praxis des Ordens! Sie sind die Tradition neben dem Grundtext! Der Talmud, wie mein alter Freund Leo Perl gesagt haben würde, die Mischna und Gemara neben der Thora! Als scheinbar verlangte Vorschrift stellte jener rachsüchtige Pole alles dar, was sich infolge der Verderbniß des Ordens gleichsam als etwas Selbstverständliches in demselben festgesetzt hatte. Ich nehme einige glänzende Erscheinungen des Ordens aus! Darum aber ist seine Gefährlichkeit dieselbe; sie liegt schon in seinem eigenen Wesen, liegt sogar in einer an sich geistvollen und denkwürdigen Eigenthümlichkeit desselben! Ja, die Jesuiten können ein großes Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Sie können sagen: Ihr habt alle bisher nur den Christen im Auge gehabt; wir waren die ersten Priester, die im Christen auch dem natürlichen Menschen ihre Aufmerksamkeit schenkten! Die Seele ist es, die ein Lieblingsstudium des Ordens wurde. Zu allen Zeiten von einem brennenden

Ehrgeiz getrieben, wagten die Jesuiten einen Wettkampf mit der Philosophie einzugehen. Sie wollten dem Christenthum die größten Glorien erwerben, selbst die, einen Cartesius überflüssig zu machen — Da mußten sie denn wol in die Arena des Denkens steigen! Nun aber dachten sie den Menschen. Sie dachten ihn in der ganzen Schwäche, die uns Priestern durch den Beichtstuhl so geläufig wird. Sie dachten ihn mit jener unsaglichen Geduld und Liebe, die wir gerade nach dieser Seite hin für die Ausübung unsers Amtes stündlich empfinden müssen. Sie dachten ihn in jenen Momenten der Reue, der Halbheit, der innern Wehmuth, die entsteht, wenn man Großes will und in der Ausführung doch der Natur unterliegt. So entstand ihr berüchtigtes System der Erwägung, der Rücksicht, der Entschuldigung, der halben und der Viertel-Sünde, kurz jener Molinismus, der sich zuletzt noch durch den Einfluß einer von Paris und Versailles ausgegangenen galanten Courtoisie und sentimentalen Veredelung früherer Roheit und Brutalität der Hofsitten in eine Moral der ewig lächelnden und achselzuckenden Duldung verwandelte und in die Absicht, in die Intention, in den Rückhaltsgedanken die moralische Verantwortlichkeit setzte, gänzlich die höhere und wahre Sittlichkeit preisgebend!" Für Wenzel von Terschka gab es kein anderes Denken, als eines in den Formen dieses Molinismus. Daß die Absicht des Ordens, den Grafen Hugo von Salem-Camphausen katholisch zu machen, eine höchst löbliche war, bezweifelte er nicht im mindesten. Er harrte der Anleitung, wie gerade er, als päpstlicher Rittmeister en retraite, ein solches Ziel fördern sollte.

Der General sprach: Sie erhalten eine Liste von Affiliirten in Wien! Geldmittel — nicht im Ueberfluß; es wird sogar nöthig sein, daß Sie Schulden machen! Sie sollen eben suchen, sich auf die natürlichste Art dem jungen Grafen zu nähern!

Sein Sinn ist offen und leicht. Das gemeinschaftliche Band könnte — Ihr altes Metier sein! Die gleiche Vorliebe für Rosse dürfte die Gelegenheit zur ersten Anknüpfung bieten. Stellen Sie sich ihm nach kurzer Zeit als in Ihren Mitteln gebunden vor. Wenn Sie das so thun, daß Sie nicht allzu entblößt dabei erscheinen, so wird Graf Hugo Vertrauen fassen! Sind Sie dann vollends dankbar, so haben Sie sein Gemüth gewonnen. Ihre Vergangenheit war abenteuerlich. Sind Sie auch darüber dem Grafen Hugo aufrichtig, so bindet ihn Ihre Offenheit. Natürlich darf von Ihrem Priesterstand nicht die Rede sein — sehr, sehr selten sogar von der Religion!

Alles das fand Terschka in der Ordnung. So wurde ein hochgestellter junger Mann, von dem man eine Rückkehr zur Kirche wünschte, am besten beobachtet. Als er noch zweifelnd aufhorchte, stutzend, wie gerade die Religion als Gesprächsstoff zwischen ihm und dem Grafen ausgeschlossen sein konnte — sagte der General: Man kann die Rückkehr zu unserm Glauben mit Gewalt fördern, man kann sie aber auch von selbst entstehen lassen aus einem sich meldenden Bedürfniß des Gemüths. Aus welchen Stimmungen wählt man nicht das Gewand des Mönches! Sie, Bruder Stanislaus, traten in den Orden — zunächst aus Ehrgeiz. Bei Gelehrten liegt der Anlaß oft im Ueberdruß an ihren unfruchtbaren Forschungen. Fürsten und Standespersonen wechselten den Glauben zuweilen infolge der Reue über ein vergangenes leichtsinniges Leben. Graf Hugo liebt das Vergnügen. Vielleicht kommen Stunden der Erschöpfung, die dem Heil seiner Seele günstig sind. Diese benutzen Sie vorläufig zu leichten und ganz nur wie zufälligen Erweckungen. Wir lassen Ihnen zu dieser Beobachtung Zeit, jahrelang Zeit! Leben Sie so harmlos mit ihm wie Sie wollen! Gehen Sie auf alle seine Verhält-

nisse ein! Nur dann und wann geben Sie uns Bericht; das Uebrige wird sich finden, wenn auch erst nach Jahren.

Mit diesen dunkeln, nur von einem zuckenden Streiflicht der Ahnung erhellten Andeutungen verließ der Pater die Zelle des Generals, in drei Tagen das Collegium, in acht Tagen Rom. Seine Vorbereitung zur Rolle eines päpstlichen Rittmeisters machte er im Gasthof der Croce di Malta.

Gern hätte er sich noch vorher dem Cardinal Ceccone empfohlen. Er wagte deshalb beim General eine Anfrage, erhielt auch die Erlaubniß, bat im Vatican um eine Audienz und erhielt sie bewilligt. Er sollte im Palais der Herzogin von Amarillas erscheinen, wo der Cardinal, nach immer mehr auch in Rom um sich greifender englischer Sitte, jeden Abend den Thee trank.

Die stolze Römerin, ehemals eine Sängerin, die in Rollen wie Semiramis geglänzt hatte, vor Jahren in Paris einen spanischen Herzog heirathete, der jedoch bald starb, und als dessen Witwe in ihrer Vaterstadt anfangs mit gemessenen, später mit reicheren Mitteln ein Haus machte, empfing ihn allein und mit dem Stolz einer Frau, die allenfalls eine der Kaiserinnen, die sie ehemals spielte, auch hätte sein können. Es war der Kopf jener Herme aus den Gärten des Quirinals.

Sie war in Deutschland bekannt und unterrichtete Terschka in der Art, wie man die Deutschen behandeln müsse. Fest und bestimmt! sagte sie. Dies deutsche Volk ist voll List und Verschlagenheit! Es ist um so gefährlicher, als es sich die Miene der Ergebenheit und Treuherzigkeit gibt! Nie hab' ich eine falschere Nation gefunden, als diese — und ich bin viel gereist —! Ohne Charakter ist sie in allem! Ich habe die schönsten und vornehmsten Frauen gesehen, die einem Menschen wie dem König Hieronymus den Hof machten und seine Gunst zu gewinnen

suchten. Und dabei rühmen sich diese Frauen, besonders in vornehmer Sphäre, wie überhaupt diese so gesinnungslosen, unpatriotischen Deutschen fortwährend ihrer Treue und Ehrlichkeit!

Terschka kannte Deutschland wenig und ließ sich durch diese sonderbare Charakteristik belehren. Die Herzogin gab ihm eine Reihe von Verhaltungsmaßregeln, ohne zu wissen, in welchen Aufträgen der ehemalige Protégé Olympia's nach Deutschland zu reisen hatte. Erst jetzt, in den gegenwärtigen Stimmungen Terschka's hier auf Schloß Westerhof, kam ihm die Erinnerung, daß damals sicher die Herzogin von Amarillas von einer Gegend gesprochen hatte, die mit der, in welcher er sich augenblicklich befand, identisch war. Sie hatte damals Namen genannt, die seinem Gedächtniß erloschen waren, und immer sinnender, immer vor sich hinbrütender hatte sie gesessen, das Haupt auf die vergoldete Lehne eines hohen Rococosessels gestützt, ja nicht einmal bemerkt, daß in einem seidenen Kleide Olympia durch die Zimmer rauschte, die „Nichte" des Cardinals, ihre Schutzbefohlene. Dem jungen, inzwischen herangewachsenen, wenn auch auffallend kleinen Mädchen, das ihr dunkelschwarzes lockiges Haar mit einem goldenen Reifen umschlungen hielt und einen fast gehässigen, medusenhaften Ausdruck des Kopfes bekommen hatte, war die Erinnerung an den Tag in der Reitschule gänzlich entschwunden. Die Herzogin erinnerte sie daran und erwähnte nicht ohne Herzlichkeit die Gedichte, die ihr Pater Stanislaus aus dem Collegium geschrieben. Olympia machte eine spöttische Miene und wandte sich kalt und gleichgültig ab. Inzwischen wurde der Cardinal gemeldet.

Wenn ein Cardinal die Ehre seines Besuchs einem römischen Privathause ertheilt, so muß ihm die Herrin desselben mit zwei Wachskerzen auf silbernem Leuchter entgegengehen und ihn wie einen Fürsten bereits an der Treppe empfangen. Tiburzio Cec-

cone, ein immer noch jugendlicher, wenigstens lebensmuthiger Mann, der Lenker der Gerechtigkeit im Kirchenstaat, machte einen imponirenden Eindruck, da ihm die Tracht der Cardinäle, wenn sie außerhalb ihrer Functionen sind, schwarzes Habit habillé mit rothem Vorstoß, rothen Knöpfen, kurzen schwarzen Beinkleidern, langen rothen Strümpfen, rothem Sammetkäppchen, darüber ein langer schwarzer Krämpenhut, auf dem Rücken ein schwarzes Abbémäntelchen, gefällig stand. Er entsann sich vollkommen des Paters Stanislaus und erkundigte sich mit forschend zusammengedrücktem Auge nach dem Ziel seiner Reise. Wohl mochte er die Befangenheit Terschka's sehen, der ihm ausweichend antworten mußte. Seine Zärtlichkeit für Olympia machte den Cardinal so zerstreut, daß Terschka reden konnte, was er wollte — Ceccone würde nur zu allem wie abwesend genickt haben. Er war offenbar über Terschka's Mission im Unklaren. Er pries die Fortschritte der Gesellschaft Jesu, namentlich die, welche sie im Kaiserstaate gemacht hatte, und sprach von einer Stadt an einem großen Flusse, wo ihre Hauptniederlassung sein sollte. Auch die Herzogin glaubte eine solche Stadt mit einem Kranz von Bergen zu kennen, nannte aber den Fluß nur klein. Sie verständigten sich beide in der Geographie Deutschlands wie über ein Land, das im Grunde ein einziger großer wüster Wald wäre, bewohnt von einem Geschlecht von Menschen, die an Unbildung und an Verschmitztheit, wie wiederum die Herzogin hinzufügte, ihresgleichen suchten. Sie ihrerseits schien Witoborn an der Witobach, der Cardinal jedoch Linz an der Donau im Auge gehabt zu haben — Deutschland war ihnen beiden ein und dasselbe Sibirien.

In Gnaden entlassen, empfahl sich Terschka, reiste ab und nahm bereits in Venedig seine neue weltliche Tracht an. Ueberall producirte er den Paß, der ihn als einen beurlaubten päpst-

lichen Rittmeister bezeichnete. Sein Talent, sich in seine neue Rolle zu finden, durfte ihn selbst überraschen. Hätte er nicht annehmen müssen, daß ihm, wie gewöhnlich, ein Wächter gestellt wäre, der seine Schritte beobachtete, er würde seine Freiheit in vollen Zügen genossen haben.

Bald fand sich die Gelegenheit, des Grafen Hugo Bekanntschaft zu machen.

11.

Die erste Begegnung mit dem damals schon dreißigjährigen Grafen Hugo fand in dessen Garnison zu Bruck an der Leitha statt. Wir schildern sie nicht, da sie sich aus allem entnehmen läßt, was wir von Terschka's persönlichen Talenten und aus den Erinnerungen der Gräfin Erdmuthe wissen.

„Das ist ja ein Jesuit!" hatte sofort bei der ersten Bekanntschaft mit diesem neuen Freunde ihres Sohnes der edlen Frau eine ahnungsvolle innere Stimme gerufen. Ein Beweis zugleich, daß Terschka damals noch die Weise des Paters Stanislaus hatte. Damals war Terschka noch höflich bis zum Unterwürfigen und zart bis zum Süßen. Er sprach selbst und hörte zugleich auf das, was neben ihm von andern gesprochen wurde. Er billigte das Gehörte zwischen seine eigene Rede hinein, wenn er diese auch inzwischen noch fortsetzte. Er vertheidigte nichts, was irgendjemand unangenehm berühren konnte. Er sprach von seiner Jugend mit einem verklärten Blick gen Himmel und folgte der Phantasie der Gräfin bis auf die Anfänge der Hussiten, bis auf die Trommel aus Ziska's Haut, bis auf den Kelch in der Fahne der Utraquisten — all diese Vielseitigkeit und Nachgiebigkeit lernt sich aus der Kunst der „Prolusion". Geistig war er so biegsam, wie er es nun auch wieder körperlich werden mußte. Seine Reitkunst war die magische Kraft, die

bald den jungen Cavalerieoffizier und dessen Kameraden an den päpstlichen Rittmeister außer Diensten fesselte.

Nach einem halben Jahr empfand Terschka die vielen Bedenklichkeiten, die sich aus dieser Verbindung — für seine Gelübde ergaben. Ueberhaupt welches war das Ziel, auf das er zusteuern sollte? Der Graf schloß sich ihm mit der ganzen Innigkeit an, die jungen Männern in jener Zeit eigen ist, wo hunderterlei Vorkommnisse ihrer fröhlichen Lebenslust Rath, Beistand, bald Schmeichler, bald Warner, bedürfen. Bald schon konnte Graf Hugo nichts mehr ohne Terschka unternehmen. Terschka wurde der Vertraute aller seiner Liebes-, Ehren- und Geldhändel. Terschka's Klugheit, seine im Grunde schüchterne und maßhaltende Denkweise, seine Lebenserfahrung gaben in allen Lagen die Aushülfe. Nun sich aber auch selbst freihalten von den Einflüssen eines solchen Umgangs vermochte der Genosse nicht länger. Es gab Spiel- und Trinkgelage, Abenteuer, wie sie Boccaccio geschildert hat: wie sollte sich dazu der Priester verhalten? Er bat seinen Vorstand in Rom um eine Beruhigung seines Gewissens.

Aus allem, was er erfuhr, trat ihm klar entgegen, daß ihn die oberste Ordensgewalt aller Rücksichten und Pflichten des Gewissens entband. Der Rittmeister Wenzel von Terschka sollte mit dem Grafen Hugo von Salem-Camphausen zwar nicht ganz nach den Worten Mephisto's verfahren:

> Umgaukelt ihn mit süßen Traumgestalten!
> Versenkt ihn in ein Meer des Wahns —!

sollte ihn nicht absichtlich in die Verderbniß locken, um dann den auf der letzten Stufe des erklommenen Tempels der Freude mit erschöpfter Kraft Niedergesunkenen als ein erobertes Opfer dem Schoos der Kirche zuzuführen (oft hatte die Kirche die-

sen Triumph über entnervte Sünder gefeiert) — aber begleiten durfte ihn Pater Stanislaus auf Tritt und Schritt, durfte leben wie er, lieben wie er; nur die Heiligung des Mittels durch den Zweck durfte nicht fehlen. Mitten in diesem Taumel sollten die Ruhepunkte, die für den Grafen zuweilen eintraten, dann und wann für harmlose Erweckungen benutzt werden; Erweckungen, die nur gelegentlich, ganz nur wie zufällig und absichtslos einzustreuen waren. So wenigstens beschied man ihn.

Wie jedoch der menschliche Geist ist, kann er, wenn auch noch so geschult, da nie für sich gutsagen, wo ihm das zuweilen zweifelhafte Glück der ungebundenen Bewegung zu Theil wird. Terschka lebte mit dem Grafen Hugo bald nicht mehr wie der ihn Dirigirende, sondern wie der von seinem Zögling Dirigirte. Er hatte mit der Zeit vollkommen verstanden, was er sollte; er hatte Winke und Anweisungen erhalten, die sogar in zweifelhaften Fällen eher das Schlimme, als das Gute zu wählen anriethen, und so war er dem natürlichen Zuge seines beinahe gleichalterigen Freundes gefolgt, ergab sich ihm mit voller Anhänglichkeit, liebte ihn und ließ sich von ihm beherrschen, statt daß er ihn beherrschte. Die Berichte, die Terschka nach Rom einsandte, wurden unwahr. Terschka gab Zusicherungen über Richtungen des Gemüths, in welche sein Zögling verfallen wäre, die jeder Begründung entbehrten. Nun kam den Obern die Furcht, der junge Graf könnte wol gar bei solcher Stimmung in die ascetische Richtung seiner Mutter verfallen. Kannte man auch ohne Zweifel im al Gesù das deutsche Sprichwort: „Der Weg nach Rom geht über Herrnhut!“ so würde doch die ganze Bemühung der Jesuiten verfehlt gewesen sein, wenn sich der Graf in die Leitung seiner Mutter begeben und deren separatistische Entschiedenheit angenommen hätte. Ein vorzüglicher Nachdruck mußte auf den Einfluß der Frauen

gelegt werden. Damals war im Leben des vornehmen Cavaliers ein eigenthümlicher Collisionsfall eingetreten. Jene Angiolina, die Graf Hugo bei einer Kunstreitergesellschaft in der dalmatinischen Stadt Zara gesehen hatte, war von ihm vor acht Jahren in einem gemüthlichen Zuge seines Wesens, das von plötzlichen Einfällen beherrscht wurde, ihrer Truppe abgekauft und in Pension gegeben worden. Das damals elfjährige bildschöne Mädchen hatte er dann und wann wiedergesehen, stets mit einer mächtigen Erregung seines Gefühls. Immer überraschender, immer reicher entfaltete sich die Bildung Angiolina's. Einmal gab er sie weit fort aus seiner Nähe, nur um sich nicht hinreißen zu lassen und blindlings seinem Gefühl zu folgen. Die Neigung Angiolina's für ihren Wohlthäter war nicht minder bedenklich. Auch sie floh die Bestrickung ihres Herzens, wenn im glänzenden Harnisch der schöne junge Mann vor ihr stand und sein sonst so feuriges Auge in milder Dämpfung auf sie niedersenkte. Einige Jahre währte dieser Kampf. Terschka wurde der Vertraute desselben und nahm zuletzt Partei für den Gedanken, ein so reines Bild nicht zu zerstören. Graf Hugo hegte ihn selbst und litt darunter. Oft warf er sich dem Freunde an die Brust und rief: Ich kann nicht leben ohne sie! Von Rom kam eine dunkle Weisung, die an das Wort der Schrift erinnerte, daß ein Sünder dem Himmel lieber ist, als zehn Gerechte.

Pater Stanislaus sah das Maß der künftigen Reue sich mehren, wenn Verhältnisse eintraten, die doch nicht auf die Dauer bleiben konnten. Die „Prolusio" malte es ihm aus: Endlich verläßt ein so vornehmer Herr doch seine Geliebte wieder — vielleicht wird es eine Verbindung wie die Ehe — die Gräfin Paula verlangt nicht nur ihre standesmäßige, sondern die volle, auch die sittliche Höhe ihrer Rechte als Gattin — der im stillen gedemüthigte Gatte wird schwächer und schwächer und muß zuletzt

der katholischen Gattin — ein Opfer bringen, eben jenes, das die Gattin und — die Kirche, wenn auch stumm, verlangen. Aqua Toffana der Jesuitenmoral! Gift aus einer nur zu vollkommenen Kenntniß unserer Natur gezogen! Die Sünde hört auf, wo das Leben des Einzelnen nur ein Theil einer großen Maschine wird, die wiederum nicht ein Einzelner dirigirt, sondern ein großes Ganzes, das Anfang, Mitte und Ende immer zugleich im Auge hat! Damit die Olive das klare, fließende Oel wird, muß nicht nur ihre saftige Hülle, auch ihr Kern zerstampft, auf der Mühle zermalmt werden; was kümmert dich die zerstörte schöne Frucht, wenn aus ihr ein Höheres hervorgeht, das der Einzelne, haftend an der flüchtigen, wenn auch schönen Erscheinung, gar nicht ahnen kann? Und es gibt eine Linie, die, trotzdem daß sie nur Einem Pole zustrebt, doch schwankend ist wie die Magnetnadel, die Grenze zwischen „Gut“ und „Böse“. Ihre Uebergänge sind oft schroff, ganz deutlich unterscheiden sie sich, wie das Oel vom Wasser; aber ebenso oft auch rinnen sie in einander und das schwache Herz, der Sünde schon verfallen, glaubt immer noch unter der Herrschaft reiner und gerechtfertigter Instincte zu stehen! Shakspeare sah die Jesuiten erst entstehen. Sein Richard III., der im Stande war ein Weib am Sarge ihres ermordeten Gatten für sich zu gewinnen, hatte jenen Basiliskenblick, der erstarren macht und jede moralische Entschlußnahme tödtet — Klingsohr, der, eben von der Leiche seines Vaters kommend, in einer dunkeln Nachtstunde von einer wild tyrannischen, imponirend dämonischen, seinen Idealen vom alten Feudalgeist des Mittelalters entsprechenden Natur überredet wurde, sie zu schonen — Da gehen die schwindelnden Wege im Nachtleben des menschlichen Gemüthes, die niemand sicherer zu wandeln weiß über Dorn und Klippe, den, welchen sie führen, fest an der Hand haltend, als die Jesuiten. Wie sollst du dich dem Men-

schen nahen? Der Orden sagt: Ut si non bene ei succedant negotia! (Wenn es ihm in seiner äußern Lage gerade schlecht geht!) Oder: Etiam optima commoditas est in ipsis vitiis! (Auch aus den Schlechtigkeiten selbst heraus entwickelt sich manchmal ein guter Anlaß zur Bekehrung!) Was hier zunächst nur vom Gewinn des Gemüths für die Gottseligkeit überhaupt gesagt worden ist, wurde es auch von jedem Gewinn für die Kirche selbst.

So lebte Terschka eine Reihe von Jahren als täglicher Begleiter, Secretär, Geschäftsführer seines von ihm geliebten Freundes, des Grafen Hugo von Salem-Camphausen. Sorglos durfte er auf alles eingehen, was zu dessen Lebensverhältnissen gehörte. Er durfte die Mutter des Grafen auf Schloß Salem und in Castellungo besuchen. Er durfte sich dem großen Erbschaftsproceß widmen, durfte im Interesse desselben reisen, durfte die Anhänglichkeit an seinen Freund ohne jeden Eigennutz zur Schau tragen. Der Orden rechnete nicht auf das fünf- oder sechsunddreißigste Lebensjahr des Grafen, er begnügte sich mit einem Schritt, den dieser vielleicht erst in seinem sechzigsten, siebzigsten that. Die Stunden kommen dann schon von selbst, wo ein alter Podagrist über die Welt, die jung bleibt, während ihm selbst die Zeit das Haar gebleicht hat, verdrießlich wettert; die Stunden, wo man an einem kalten Winterabend bei Schneegestöber im warmen Zimmer sitzt, Anekdoten aus der Vergangenheit durchspricht, die nicht mehr zünden wollen, und zuletzt sagt: O Terschka, Terschka, manchmal fange ich doch an zu moralisiren: was ist nun wol das Leben! Und dann zuckt ein solcher mit ihm altgewordener, jetzt auch weißhaariger Freund, der das Gnadenbrot des Protectors ißt, die Achseln, spricht mit feinem Lächeln von der Ruhe, die ihm denn doch zuletzt sein Glaube gewähre, und hat einen Kreis von alten Chorherren, von alten devoten Damen, wo er seine Abende behaglich zubringt und auf welche der alte Freund

eifersüchtig wird. Dann auch einmal das nun schon kühnere Wort hingeworfen: Wenn man denn doch einmal positive Dinge glauben will, lieber Graf, so soll man es auch ganz; lieber alles oder nichts! Und das wird zuweilen entscheidend. Daraufhin schrieb Gräfin Erdmuthe einst aus Castellungo, daß Lady Elliot sie besucht hätte und voll Verzweiflung aus Rom gekommen wäre —: vierzehn Engländer hätten zu gleicher Zeit in der Katakombe San-Calisto das Abendmahl nach katholischem Ritus genommen — eben deshalb, weil: „Will man einmal positive Dinge glauben, dann auch gleich ganz; sonst lieber nichts!"

Terschka genoß das wiener Leben, als wäre er dafür geboren und erzogen worden. Er war der Matador der Gesellschaft und war viel heiterer, als Graf Hugo, der mit den Jahren trübsinnig, nachdenklich und nur noch stoßweiße von seinem alten Humor erheitert wurde. Terschka hatte seine Rolle keineswegs vergessen; aber sie schreckte ihn beinahe. Er fühlte etwas wie eine Mahnung an — ein leicht zu entdeckendes Verbrechen, an dem er betheiligt war, nicht an eine ernste und ihm werthe Pflicht. Er konnte vor einem Brief mit geistlichem Siegel erbeben. Oft war es ihm in Abendstunden, wenn er über die Straßen Wiens eilte, als wenn in den dunkeln Schatten der Häuser ihm eine verhüllte Person folgte. Die Kette seines Lebens bis zu seinen ersten Anfängen lag dann vor ihm. Gedenke deines Mals am linken Arm! rief ihm einst Nachts im Novembersturm eine Stimme an der uralten Kirche Maria zur Stiegen. Es war nur eine Gaukelei seiner erhitzten Phantasie — er kam von Angiolina, der ehemaligen Kunstreiterin, wo es glückliche, unterhaltende Abendstunden gab. Dann stürzte er wol am andern Morgen in den Beichtstuhl der Piaristen zu Maria-Treu, auf den er von Rom aus angewiesen war. Kehrte er zurück von der Josephstadt

ins Innere Wiens, so war es ihm oft, als müßte ihm aus einem der Fiaker, die an einsamer Stelle hielten, unterm lachenden Sonnenschein ein Unbekannter winken, ihn zum Einsteigen auffordern und ihn mit sich zurücknehmen geradeswegs nach Italien in die unterirdischen Kerker, deren es im al Gesù genug gibt. Oft auch wünschte er das Ende seines Lebens, wenn sein Gewissen zu heftig zu schlagen, seine Furcht zu heftig ihn zu erschüttern begann.

Für Terschka war der geistliche Stand nur gewesen, was Andern Schul-, Gymnasial- und Universitätsbildung überhaupt. Nur durch Sklaverei hatte er zu einer schöneren Freiheit gelangen können. Aber die Kette ließ ihn nicht. Ueberall zog er sie hinter sich her. Er zog sie mit den Jahren schwerer und schwerer, unmuthiger und unmuthiger. Durch die ihm gestattete Freiheit trat er in eine lebhafte Welt der Discussion ein. War doch das damals ein Geist der Freiheit, der Opposition gegen die Herrschaft des allmächtigen Staatskanzlers, eine Lust am Verbotenen und Versagten bis in die höchsten Kreise hinauf, ja bis in die der Unterdrücker selbst, die mit demjenigen, was sie öffentlich verfolgten, heimlich liebäugelten. Wie konnte er gegen die Mode des Tages Einspruch thun? Terschka scherzte mit den andern, lachte mit den Spöttern, vertheidigte nichts, was angegriffen wurde, denn wäre etwas festgehalten worden, so hätte es über seine wahre Lebensstellung leicht Verdacht erwecken können. Doch nicht ungestraft wandelt man unter Palmen! Man lernt die süße Luft der Freiheit liebgewinnen! Die erquickenden Schatten laden zum traulichen Hüttenbauen ein! Terschka kämpfte mit sich, ob er die Fessel, die ihn hielt, nicht einst brechen, seinem Freund und der von ihm hochverehrten ehrwürdigen Mutter desselben ganz und für immer sich offenbaren sollte.

Den Drang seiner Brust, diesen Entschluß zu ergreifen, ver-

mehrte zuletzt die Bekanntschaft der „Frau in silbernen Locken“ bis zur Unwiderstehlichkeit. Die Liebe als reine, geläuterte Flamme des Herzens kannte er nicht. Er war ein Wildling gewesen, Wanderer der Heide, Gaukler, Zigeuner. Je schreckhafter er auf das zurückblickte, was er gewesen, je gewissensbanger er an seine unwiderrufbaren Gelübde dachte, desto ungestümer wuchs sein Verlangen, in allem und jedem das reinigende Feuer der Bildung auf sich wirken zu lassen und die Schlacken der Seele von sich zu werfen. Gerade Monika's religiöser Freimuth durfte ihn fesseln. Frauen von Geist und Grazie kannte er genug, allen war er werth; seine immer gleiche Weise war jeder weiblichen Natur willkommen, besonders da, wo sie vorzugsweise im Mann nur einen Ableiter ihrer Laune zu haben wünscht. Aber Monika's Geist war positiv. Sie hatte Ueberzeugungen und konnte Partei ergreifen. „Die Menschen sind so dumm, so dumm!“ Mit einem Zorn konnte sie das ausrufen, daß ihre Augen Funken sprühten. Terschka hatte nur immer zu beruhigen und in die Bahn des Hergebrachten zu lenken. „Sie sind der ewige Leimer und Versöhner!“ sagte sie dann. „Sie vermählen den Großtürken mit der Republik Venedig! Was wäre die Welt geworden, hätte es nicht Frauen von Gesinnung gegeben! Perikles lernte erst Reden halten von Aspasien! Die Kraft der Römer lag in ihren Gattinnen und Müttern! Die Frauen haben das Mittelalter vor dem Uebermaß der Barbarei bewahrt! An jeden großen Namen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts knüpft sich ein Weib, das für ihn kämpfte, mit ihm litt, seinen wankenden Muth befeuerte! Heute noch herrschte Napoleon, wenn er einer Frau von Geist, vielleicht der Staël, die ihn liebte — sie haßte ihn wenigstens aus Liebe — hätte vergeben können, daß sie häßlich war!“ Graf Hugo sagte auf dies Wort in seiner trockenen und einfachen Art: „Das vergibt sich

schon, meine gnädige Frau, wenn man nur nicht eine so häßliche Frau dann auch sogleich wiederlieben soll!" Die Mutter fand den Beruf der Frauen für große Eingriffe ins Leben vollkommen bewiesen durch die Schrift. Sie pries nicht die immerhin etwas zweideutige That der Judith, wohl aber die der Deborah, die alles Volk zum Kampfe wider Sissera aufgefordert, ja jene Jaël, die dem Sissera, als er schlief, einen Nagel durch den Kopf trieb — nur hätten diese Frauen dabei Gott die Ehre gegeben, was man von den atheistischen Gönnerinnen der „Herren Rousseau und Voltaire" nicht sagen könnte. „Chère maman", sagte Graf Hugo scherzend und voll Artigkeit den Dampf seiner Cigarre zum offen stehenden Fenster hinausblasend, „il y en a encore beaucoup de femmes, die uns den Kopf — «vernageln»! Mais, chère maman, — sie müssen hübsch sein!" Terschka vermittelte und kam auf Napoleon zurück, auf Josephine Beauharnais, auf die Liebe eines einfachen und rein — weiblichen Weibes — „Pah", sagte Monika, „Josephine Beauharnais war empfindlerisch und verstand nur, sich in türkische Shawls zu drapiren!"

Hätte Terschka, den Schwur vergessend, der ihn gefangen hielt, die Liebe Monika's gewinnen können, er würde sich zu allem entschlossen haben, was zur vollständigen Erreichung seines Glücks gehört hätte. Traten Beide zur Confession der Gräfin Erdmuthe, ihrer Gönnerin, über, so war ihre Verbindung möglich. Aber Monika vermied seine Bewerbung. Sie verstand sie nicht oder sie gab sich den Schein, sie nicht zu verstehen. Sie wich den Beweisen seiner Gefälligkeit aus. Sie hatte eine eigenthümliche, namenlose Scheu vor ihm. Ja die stete Rückkehr der Gräfin auf ein gewisses, wenn auch nur angedeutetes und neulich erst vor ihrer Reise nach England offen behandeltes Kapitel fing sie zu beunruhigen an. Sie floh vor einer Auf-

regung ihres Innern, die ihr unheimlich wurde; sie floh — der Gefahr entgegen, Armgart in die Gewalt ihres aus Amerika zurückgekehrten Gatten übergeben zu sehen. Terschka folgte. Er folgte in der Absicht, Kocher am Fall zu besuchen. Er wollte diesen vielbesprochenen, noch in räthselhafte Nebel und Schleier gehüllten Ulrich von Hülleshoven kennen lernen. Aber die Erbschaftsfrage rief ihn bald nach Witoborn. Hier lebte er jetzt seit beinahe einem halben Jahre, in dem ganzen, äußerlich mit bewunderungswürdiger Virtuosität verdeckten Zwiespalt seines zerrissenen Innern, in steter Angst vor einer ihm drohenden, wol gar ihn ganz abrufenden Mahnung aus Rom, im Kampf mit Entschließungen, die dann für sein ganzes Leben gelten mußten.

Und wie war er jetzt so nahe gerückt allen maßgebenden Momenten seiner Vergangenheit; seiner nächsten in der außerordentlichen Katholicität der Gegend — seiner entferntesten in den plötzlichen Entdeckungen, die er über den Laienbruder Hubertus machen mußte —! Er hatte eine Ahnung, daß ihm bald die mächtige Hand, der er nimmermehr glauben durfte entronnen zu sein, mit Riesenkraft nahen würde.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Am folgenden Morgen begann er seine gewöhnliche Thätigkeit. Er klopfte an die Thür des Onkel Levinus, plauderte und rauchte mit ihm, ließ sich von seinen alten Zauberbüchern, an welche der Onkel nicht glaubte und die er dennoch mit hoher Andacht studirte, von seinen chemischen Präparaten erzählen, scherzte sogar über einen Homunculus, den der Onkel am Ende doch noch in der Retorte als seinen Erben und Fortpflanzer des Namens Hülleshoven hinterlassen würde; dann war er einige Stunden im Rentamt, begrüßte die Damen nach der Toilette, begegnete auch bereits im Schlosse wieder Thiebold, der gekommen war auf Anlaß des inzwischen schon auf morgen angesetzten großen Jagdfestes und man-

cherlei über seinen Ankauf zu besprechen hatte; später begegnete er Benno, der den Nicht-Einladungen der Tante zum Trotz ab und zu doch plötzlich auf dem Schlosse erschien, da im Schreibamt des untern Geschosses Veranlassung zu Nachfragen genug auch für ihn gegeben war. Allen diesen Begegnungen zeigte Terschka seine gewohnte heitere und zuvorkommende Art und dennoch war sein Inneres in räthselhafter Unruhe.

Armgart, bleich und angegriffen, begegnete ihm wieder mit der Postmappe und ließ ihn seine Briefe selbst aussuchen. Wiederum war ein Brief von ihrer Mutter darunter. Doch war das Couvert nicht mit deren Handschrift geschrieben. Der Poststempel zeigte auf einen Ort, der nur noch wenige Meilen entfernt war. Armgart, als wenn sie die Ahnung hätte, dieser Brief, den Terschka befremdet an sich nahm und betrachtete, sollte die Ankunft der Mutter verdecken, fixirte den Empfänger. Oeffnen Sie ihn doch! sagte sie mit Bestimmtheit. Es ist doch wol nur ein Brief von meiner Mutter — nicht wahr?

Wie kommen Sie darauf? Sie sehen, die Handschrift — Und jetzt allerdings las Terschka den Brief am wenigsten.

Ich weiß alles! sagte sie und warf die Mappe auf einen Tisch, der in der Nähe stand, und eilte davon.

Terschka stand bestürzt. Ein Diener, der des Weges kam, hob einige herausgefallene Briefe und Zeitungen auf und trug die Mappe auf Terschka's Geheiß zum Onkel Levinus.

Auf seinem Zimmer sah Terschka, daß Armgart recht hatte. Monika war in einer der nahe gelegenen kleinen Städte angekommen und deutete an, daß sie hoffte in kurzem auf Westerhof zu erscheinen. Sie machte Terschka nicht zum Vertrauten ihrer Absichten. Sie schrieb ihm nur aus Anlaß einer Einlage der Gräfin, die ihr diese mit besonderm Couvert abzusenden aufgetragen hatte. Die Sache, in welcher Gräfin Erdmuthe schrieb, war

unbedeutend — sie wollte Monika nur eben zwingen, mit Terschka in Verbindung zu bleiben; sie war in ihrer Art eine ebenso fanatische Proselytenmacherin, wie die Jesuiten. Monika's Begleitschreiben wich allem aus, was ihr Terschka über das nächste Geschäftliche hinaus geschrieben hatte, es war sogar förmlich.

Terschka ging im Zimmer auf und nieder. Er verbarg den Brief und sagte sich: Vergebens! Vergebens! Diese Hoffnung erfüllt sich nicht! Das war ein Traum, der nur in deiner Phantasie gelebt hat! Dahin ziehen dich deine Sterne nicht!... Und jetzt mußte ihn Armgart's Wesen befremden. Er hatte ihrem Benehmen anfangs nicht viel nachgedacht. Seit einigen Tagen jedoch bildeten sich in seinem Innern seltsame Gedankenreihen. Liebt dich denn wol gar das Mädchen? sagte er sich schon seit längerer Zeit. Sie wollte von ihm reiten lernen. Er hatte damit auch begonnen und sich überzeugt, welche wilden Geister sich in ihrem Innern befanden — gebunden zwar, aber wie leicht entfesselbar! Heute war ihr Benehmen wieder zu auffallend gewesen. Es flammte und brauste deshalb in seinem Innern. So kalt die Luft ging, das Fenster mußte er aufreißen. Träume, Wahngebilde der berauschendsten Möglichkeiten umgaukelten ihn.

Da klopfte es an sein Zimmer und Benno war es, der nur flüchtig hereinschaute.

Bester Baron! sagte Benno mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln, das vorzugsweise auch nur Terschka gegenüber seine Lippen umzog. Wissen Sie schon? Das Obertribunal hat gestattet, daß Nück's Verlangen, noch einmal die Archive von Westerhof in Ihrer und meiner Gegenwart untersuchen und nach seiner verdammten Urkunde kramen zu dürfen, genehmigt wird! Herr von Hülleshoven hat dafür den nächsten Montag bestimmt. Ist es da auch wol Ihnen genehm?

Auf sein: Mit Freuden, Herr von Asselyn! war Benno schon verschwunden.

Es lag in Terschka's Charakter, nicht im Zimmer zurückzubleiben, sondern trotz der größten Aufregung seinem Besuche zu folgen und ihm die Begleitung zu geben. An die Cadenz der Höflichkeit, wie sie in der Jesuitenerziehung gelehrt wird, war er gewohnt.

Als er hinaustrat, war Benno auf einer der kleinen Lauftreppen verschwunden. Nun aber sah er am entferntesten Ende des Corridors eine seltsame Gruppe. Dort stand Armgart und reichte Thiebold de Jonge eben die Hand. Thiebold küßte diese und sie ließ es geschehen. Fast schien es, als hätte Thiebold auch einen bunten Gegenstand, den er in Händen hielt, mit Küssen bedeckt. Armgart schien sogar zu weinen. Darauf deutete ein Taschentuch in ihrer Hand. Schweigend standen beide eine Weile in sich verloren; dann raffte sich Armgart auf, winkte mit der Hand ein Lebewohl und verschwand. Thiebold sah ihr lange nach, zog jetzt gleichfalls sein Taschentuch, trocknete sich — halb die Augen, halb, trotz der Kälte wie im heißesten Sommer, die Stirn und wandte sich, ohne aufzublicken, gleichfalls einer der Lauftreppen zu, die aus dem ersten Stock ins Erdgeschoß führten.

Was ist das nur? sagte sich Terschka und schritt weiter, als müßte er Armgart anreden. Schon faßten ihn die Geister der Versuchung. Eben noch hatten ihn die wenigen Worte Benno's über die Urkunde in erschreckender Weise an den Augenblick erinnert, wo sein General damals vor ihm stand und ihm sagte: Fände sich die Urkunde, die für die Antretung der Erbschaft das Bekenntniß unserer Religion bedingt, so würde sich das ganze Verhältniß ändern, die Gräfin würde durch einen Familienpact den Grafen Hugo heirathen müssen und die Aufgabe würde für uns hinfort eine leichtere werden! Terschka combinirte: Findet sich die Urkunde, dann ruft man dich vielleicht — nach Rom zurück!

Aber dieser wie Donnerton auf ihn einbrechenden Gedanken-

reihe konnte er nicht volles Gehör schenken, die Mittelstufen derselben wankten, Seligkeit und Qual rangen wie im Titanenkampf. Es zog ihn vorwärts und vorwärts. Was sollte dieser Abschied Armgart's von dem jungen Thiebold? Warum nur stand vor Thiebold der liebliche Engel so seltsam bewegt? Wie verklärt waren diese Augen! Wie ganz dem Bild ihrer Mutter gleichend! Sie aber noch die wirkliche Jugend, das wirklich blühende Leben — kein Silberschnee des Haars, der die Jugend Lügen strafte —! Und Terschka's Abenteurernatur entfesselte sich. Losgebunden regte sich die Seele des Emporkömmlings, der sich an alles hält, was ihn erheben und fortreißen kann. Eine der Krallen des apokalyptischen Thieres nach der andern, der „Probabilismus" und die siebenköpfige jesuitische Moral des: „Besser ist besser!" packten ihn in furchtbarster Gewalt. Taumelnd folgte er. Er kam an das Ende des Ganges, das, da das Schloß im Geviert gebaut war, hier zugleich den Anfang eines im rechten Winkel sich einsetzenden neuen bildete. Hier sah er, daß Armgart ein in den Hof gehendes Fenster geöffnet hatte und hinunterwinkte.

Dem ihm zunächstliegenden Fenster sein Auge zuwendend, sah er nun auch, daß es Benno war, den sie mit schwacher, erstickter Stimme anrief. Benno unten verstand sie nicht sofort. Nun winkte sie ihm heraufzukommen. Benno eilte auf der ersten der kleinen Treppen, die in den Hof gingen, herauf. Terschka zog sich zurück. Offenbar, sagte er sich, hat sie mit de Jonge eine Scene gehabt, die sie mit Asselyn wiederholen will!

Schon war Benno oben, schon hatte er dessen zwar leicht, aber ohne Zweifel tieferbebend an Armgart dargebrachten Morgengruß vernommen. Armgart erwiderte nichts. Terschka hörte nur das Klappen einer Thür.

Er trat jetzt wieder vor. Armgart und Benno waren verschwunden.

Das Zimmer, in das sie hatte gehen müssen, kannte er. Es war dasselbe, wo Bonaventura neulich seine Mutter wiedergesehen. Nichts hielt ihn, am wenigsten die Moral seiner Bildung und Erziehung, von dem Versuch ab, das Gespräch Benno's und Armgart's zu belauschen.

Die Schlüssel der Zimmer standen ihm zu Gebote. Mit wenig Sprüngen war er beim Onkel Levinus, schützte das Interesse an einem alten Stammbaum vor, der in einem großen Speisesaal hing, nahm die Schlüssel von der Wand, schloß etwa fünf bis sechs Thüren von derjenigen, hinter welcher jenes Gespräch stattfand, entfernt einen Saal auf, schloß wieder hinter sich zu und ging vorsichtig und langsam durch die entweder offenstehenden oder nur leise aufzuklinkenden Verbindungsthüren hindurch bis zu dem Nebenzimmer jenes Fremdenstübchens.

Dort trennte ihn von dem Gespräch nur eine Thür, an die er sein Ohr legte. Es war kalt und schauerlich still in allen diesen alterthümlichen Räumen, von denen einige mit großer Pracht ausgestattet waren. Ihn kümmerte nichts. Er horchte.

12.

Tief in seinen Erörterungen mußte das junge Paar schon vorgerückt sein und doch staunte Terschka, eine scheinbar so ruhige Conversation zu vernehmen. Nein, nein, sagte Armgart mit so leiser Stimme, daß folgen zu können auch nur Sein feines Gehör geschickt war — nein, nein, wissen Sie wol, lieber Freund, damals in Lindenwerth, als Sie uns zum ersten male besucht hatten? Ein Frühlingstag war es! Die Syringen blühten, die Nachtigall sang! Das Pensionat wanderte in die Sieben Berge. Sie, Asselyn, gingen mit uns. Als wir in eine Schlucht kamen, die sich so wunderschön öffnete — ganz grün war sie und sie verlor sich dann in Felder mit goldenen Repssaaten — da hieß es, dies Thal wäre die Aue — und da sagten Sie: Hartmann von der Aue! Wer ist das? fragte ich. Ein Minnesänger! sagten Sie und setzten hinzu: Kennen Sie das Gedicht vom armen Heinrich nicht —?

Eine Pause trat ein. Benno schien sich zu besinnen. Vom armen Benno! sagt' ich wol — warf er leise und bedeutungsvoll ein.

Nein, nein, erwiderte Armgart, diesem Tone ausweichend, vom armen Heinrich, dem zu Liebe einst eine fromme Jungfrau sich geopfert hätte! Sie wollten's mir erzählen und die dummen Mädchen kamen dazwischen mit ihren Eseln — wissen Sie noch, sie wollten sämmtlich Esel reiten und die Steigbügel waren zu lang —?

Werden Sie denn morgen wirklich mit bei der Jagd sein? unterbrach Benno, der noch nicht zu ahnen schien, was Armgart mit ihm Ernstes vorhatte.

Ich weiß es nicht! antwortete sie. Die Tante sieht soviel Gefahren! Paula ist auch heute wieder aufgeregter denn je —

Benno schien nur zuzuhören.

Die Tante hat den Münnichs versprochen, den Püttmeyer'schen Bildern beizuwohnen. Zu diesen wenigstens könnte ich mitgehen trotz der Trauer. Aber ich weiß es noch nicht. Erzählen Sie mir von Hartmann von der Aue und vom armen Heinrich!

Liebe Armgart, begann Benno, dieser arme Heinrich war ein schwäbischer Ritter, der in den heiligen Krieg zog und das Unglück hatte, statt mit großer Beute nur mit einer schweren Krankheit heimzukehren, die kein Doctor heilen konnte. Man nannte die Krankheit die Miselsucht. Ritter Heinrich war nicht einmal jung, vielleicht sogar nicht besonders liebenswürdig, aber er war ein guter Guts- und Grundherr. Einem seiner Vasallen, seinem Meyer, wie unser altdeutsches Gedicht sagt, blühte ein Töchterlein, den Namen hab' ich vergessen — Wollen wir sie — Armgart nennen?

Gewiß! antwortete Armgart und gab diese Zustimmung aus schwerem Herzen und voll Ernst.

Nun gut! Des Meyers Töchterlein, Armgart, hört von dem Leid des guten Ritters, der nach Salerno gereist war, wohin man damals reiste seiner in medicinischen Angelegenheiten berühmtesten Universität wegen. Salerno liegt in Italien —

Ich weiß! sagte Armgart auf Benno's nicht ganz harmlose Erklärung. Aber ihr: Ich weiß! war ohne jede Empfindlichkeit. Clärchen im „Egmont" konnte, mit dem Leben abschließend, ihr elegisches: „Weißt du, wo meine Heimat ist?" nicht ergebener sprechen.

Nun kommt eine Botschaft aus Italien! fuhr Benno fort. Der Ritter könnte genesen, hieß es, wenn eine Jungfrau rein sich fände, die für ihn in den Tod ginge. Ich kann im Augenblick nicht sagen, liebe Freundin — Sie müssen den Domherrn fragen, der in diesen Gedichten heimischer ist, als ich — ob der Ritter das Blut der Jungfrau trinken oder in seine geöffneten Adern aufnehmen sollte ... Letzteres ist vorgekommen auf der Universität Göttingen neulich, das heißt umgekehrt: ein junger Student hat sich hergegeben, sein Blut durch Transfusion in die blutleeren Adern einer jungen hinsiechenden Frau hinüberleiten zu lassen. Die junge kranke Frau wurde neubelebt durch Studentenblut. Wird sie ihn nicht ewig lieben müssen?

Scherzen Sie nicht, Asselyn!

Sie glauben nicht daran? Dann glauben Sie auch wol nicht, wie zwei Freunde es machen müssen, die scheiden und sich in die Ferne treue Kunde geben wollen? — Gesetzt, wir beide! Ich reise nächster Tage ganz aus Ihrer Nähe — und wer weiß, auf wie lange!

Asselyn —! unterbrach Armgart mit einem sanften Tone, setzte aber, sich sogleich beherrschend, hinzu: Wie machen es zwei Freunde, wenn sie sich trennen und sich von einander Kunde geben wollen?

Sie ritzen sich gegenseitig eine Wunde, füllen das tröpfelnde Blut einer dem andern in die seinige und lassen so die Wunde heilen! Reist nun der eine gen Amerika und der andere gen Asien, so können sie sich ohne alles Briefporto, ohne alle Telegraphie im Nu verständigen. Der eine will dem andern sagen: Ich grüße dich von ganzer Seele! — da nimmt er eine Stecknadel und sticht auf die geheilte Wunde. Im Nu fühlt der andere den Stich an derselben Stelle. Jetzt gibt er Obacht; dieser erste Stich war nur ein: Hab' Acht! Nun nimmt er ein Blatt

Papier, einen Bleistift und zählt die fernern Stiche, die er fühlt. Ein einzelner Stich bedeutet den Buchstaben A, unmittelbar hintereinander zwei Stiche B, drei Stiche C u. s. w. So kommen bestimmte Wörter zusammen und zwei auf diese Art blutsverbundene Freunde können über tausend Meilen weit sich im Nu sagen: Es geht mir wohl! Ich liebe dich immer und ewig! Ich sterbe und dergleichen Späße —

Benno —!

Es dauerte eine Weile, bis Terschka Weiteres hörte. Sein Herz schlug so laut, daß es ihm selbst hörbar wurde. Endlich schien Benno sich gefunden zu haben... Wenigstens hörte Terschka von ihm die Worte: Zwanzig Meilen nach dem Westen, da gibt es ja noch Postverbindung! Oder wollen Sie etwa weiter noch — nach dem Osten?

Vielleicht —

Wohin?

Nach Wien!

Terschka horchte auf...

Mit Ihrer Mutter? fragte Benno gelassen.

Armgart schwieg.

Mit wem? fragte er dringender.

Erzählen Sie mir von der Tochter des Meyers! war Armgart's ausweichende Antwort.

Mit wem? drängte Benno.

Wie ließ sie ihr Leben für den kranken Ritter?

Mit wem? wiederholte Benno und rief so laut diesmal, daß ihn Armgart um aller Heiligen willen um Ruhe bat.

Was that die Jungfrau? sagte sie dann.

Fragen Sie den Domherrn! antwortete Benno mit hörbarer Erregung und voll Bitterkeit. Ich glaube, sie sollte sich auf den Secirtisch der Anatomie legen und sich von den Professoren zer-

schneiden lassen! Das Mädchen, ein zweites Käthchen von Heilbronn, reiste nach Salerno, bietet sich auf der Anatomie zu jedem Experiment an — Die Professoren erstaunen und, wie beim Opfer Abraham's schon der Wille für die That gewirkt hatte, so wird auch hier der Ritter gesund und heirathet die Tochter seines Meyers.

Das ist dumm! wallte Armgart auf.

Wie so? Wegen der Mesalliance? Oder erwarteten Sie den Opfertod?

Gewiß! Das Schicksal ist auch wol so gnädig, wie ihr Poeten? Wo etwas Nothwendiges von den Umständen vorgeschrieben wird, da geschieht es auch! Das steht in den Sternen!

Armgart! Sie wollen so eigensinnig sein, wie manchmal denn doch — die Liebe Gottes nicht ist? Welchen Opfertod suchen Sie nur?

Armgart schwieg.

Sprechen Sie, Armgart —! Was wollen Sie in Wien —? Ich beschwöre Sie!

Benno errieth nicht, welche Gedankengänge in Armgart schlummerten, welchen Opfertod sie meinte. Daß aber Wien mit Terschka zusammenhing, das mußte ihm gewiß sein. Terschka hörte, daß er eine Rede abbrach, die aus seiner mächtigsten Aufwallung zu kommen schien. Wie mit mühsam sich beherrschender Stimme sprach er: Ich denke, Sie leben nur der Vereinigung Ihrer Aeltern?

Das thu' ich auch! In wenigen Tagen werden sie verbunden sein!

Wer sagt Ihnen das?

Meine Ahnung!

Was der Mensch getrennt hat, kann kein Gott wieder zusammenfügen! Selbst — Sie nicht, Armgart!

Sie sind ein Atheist!

Können Sie wissen, was sich Ihre Aeltern vorzuwerfen haben?

Nichts haben sie sich vorzuwerfen! Und wenn —! Die Kirche scheidet nicht! Sagten Sie nicht oft, Vater und Mutter — beide sind Menschen voll Hochherzigkeit und Edelmuth? Und sie sollten sich nicht angehören? Nicht ewig?

Liebe erzwingt sich nicht! Das — — das seh' ich ja!

Die Liebe ist ein Wahn!

Armgart!

Nur Gott ist die Liebe! Gott sagt, wen und was die Liebe wählen soll! Ha, Sie sprechen von Glück, Benno? Thorheit, Thorheit menschlicher Schwäche, die nur in der Befriedigung ihrer eiteln Wünsche Beruhigung findet! Wohl! Schön muß es sein und herrlich zu leben, das geb' ich zu, erreicht das Herz, wonach es verlangt. Aber auch stückweise dies hinzugeben, begehrt es die höhere Pflicht, die Prüfung unserer Größe — darin kann dieselbe Freude liegen — oder glauben Sie nicht, daß Hedwig von Polen glücklich war, als sie dem Manne entsagte, den sie liebte, Ferdinand von Oesterreich, und den Heiden Jagello zum Manne nahm, der ihr seine Taufe, die Taufe eines ganzen Volkes zur Morgengabe brachte? Als sie ihren Brautschleier der Mutter Gottes von Krakau schenkte, da muß ihr anfangs das Leben wie unter einem schwarzen Gewitterhimmel dahingezogen sein! Dann aber umsäumte sich ihr Leben rosig und gewiß, gewiß — sie wurde glücklich!

Armgart —! rief Benno jetzt außer sich und voll Erstaunen. Und alles wurde still. Im Geist sah Terschka seinen Schutzheiligen, den achtzehnjährigen Polen Stanislaus von Kostka, dem beim Gebet sein Antlitz von Verklärungsschimmer überleuchtet wurde. Ebenso auch hörte er Monika, deren Methode zu füh-

len und zu denken ganz dieselbe war, wie bei ihrer Tochter, kam ihr Fühlen und ihr Denken auch andern Ergebnissen zugute. Sein Herz verstand, was er gehört hatte. Dämonen raunten ihm zu: Willst du mitleidig sein mit diesem jungen Mann, der seinen Abschied auf ewig — doch wol nur um deinetwillen erhält? Willst du thöricht sein und um einer solchen von Göttern zu beneidenden Hingebung willen gestehen, daß ihr Selbstopfer — ihre Absicht, ihn — von ihrer Mutter zu trennen, auf einem Irrthum beruht?

Armgart! Armgart! Ich beschwöre Sie, was geht in Ihnen vor? rief jetzt Benno.

Ich lebe — einem Gelübde!

Kann denn irgendeine That Gott wohlgefällig sein, die Ihr Herz Gefahren aussetzt, für welche keine, keine Himmelskrone Sie entschädigen wird?

Das ist Lästerung!

Wem wollen Sie Ihr Herz, Ihre Hand zum Opfer bringen? Terschka?!

Es erfolgte kein Aufschrei Armgart's. Alles blieb still. Lange, lange blieb es still. Terschka begriff nicht, warum beide so plötzlich schwiegen.

Allmählich begann Benno wieder zu sprechen. Er sprach jedoch so leise, daß Terschka nicht folgen konnte. Dem Schlüsselloch Ohr und Auge zuzuwenden wagte er nicht; er war ungewiß, ob nicht die nebenan herrschende Stille jede seiner Bewegungen verrathen könnte. Benno stand in diesem Augenblick vor Terschka's Phantasie, als müßte er Armgart an beiden Händen halten, ihr tief in die Augen blicken, mit ruhiger Ergebung ihr die ganze Wahrheit seines Herzens enthüllen und ihr sagen: So sollst du denn hinschwinden, schöner Traum meines Lebens, und — wer, wer konnte dich fesseln! Wer konnte dir werther sein, als ich! — —

Die Worte, die Terschka dann allmählich unterschied, lauteten: Armgart! Wenn irgendjemand die Stimmungen kennt, in denen man, wie wir so oft in den Gärten des Enneper Thals nach den schwellenden Früchten über uns nicht langten, ebenso auch sein Glück dahinziehen läßt unerstrebt, so bin ich es! Aber — bleiben Sie nur, Armgart! Ich wurde schon ruhiger, seit ich wußte, daß auch mein Freund Thiebold Sie liebt! Denn wie wollen Sie es nennen, wofür die Sprache nur Ein Wort hat! Sie erklärten vorhin meinem Freunde ohne Zweifel mit derselben Bestimmtheit, wie mir, daß Sie aus unserm Leben auszuscheiden wünschen und unsere Bewerbungen ferner nicht mehr dulden mögen. Nun denn! Ich nehme den Aschenbecher, wie Thiebold, der Fröhlichere — die Tasche für schnell verkohlende — Cigarren! Wer Ihr Herz besitzt, ich sagte es vorhin. Herr von Terschka wird eine große gesellschaftliche Stellung einnehmen, wird Sie in das schöne Wien entführen, dort werden Ihnen Glück und Reichthum lächeln! Fliegen Sie mit ihm dahin zu Roß in flatterndem Gewande! Aber nehmen Sie ein Wort von mir zum Abschied! Ich bin Ihnen nichts mehr und nun — nun bin ich mir noch weniger, als schon seit lange. Ihre Tante hat recht, mich wie einen Zigeunerknaben zu behandeln, den man nur aus Barmherzigkeit aufnimmt. Ich bin ein verflogener Vogel und passe für euere Käfige nicht ... Doch ich werde Sie wiedersehen — das weiß ich. Wissen Sie, Armgart, daß ich auch Das sicher und fest weiß — daß ich Sie, trotz Ihrer von unserm Glauben gebotenen Himmelskrone — ich weiß nicht warum! — unglücklich finden werde? Und Sie bejahen es —? Gewiß! Ihr räthselhaftes Märtyrerthum wird Sie nicht befriedigen! Es gibt Naturen, die aus Erdenstoff gar nicht geschaffen scheinen und die dennoch den Gesetzen der Erdenschwere mehr unterliegen, als die gemeinen! Ihre Mutter schon rettete sich nur durch eine Flucht,

die sie ganz aus der Welt heraus verbannen sollte, vor Gefahren, in die nun auch Sie sich begeben wollen: Ihre Mutter wird von Tausenden verurtheilt, ohne daß sie es verdient; sie wird verurtheilt und — sie leidet darunter. Auch Sie, Sie, Armgart — werden den Beifall der Menschen suchen, dann, dann vergebens suchen, wenn Sie ihn nicht mehr finden können. Ich erschrecke vor Ihrer Zukunft!

Armgart erwiderte leise und sprach lange. Terschka konnte nichts verstehen, als daß sie nur vom Beifall Gottes und von ewiger Trennung sprach. Endlich wurde alles still. Die Thür ging. Noch hörte Terschka nur ein plötzliches, heftiges, aus tiefster Seele kommendes Schluchzen. Armgart mußte allein sein. Ihr Weinen wurde zuletzt so heftig, daß davon sein Innerstes durchschnitten wurde.

Anfangs wollte er hinüberstürzen, sich ihr zu Füßen werfen, die Liebe, die nur ihm, ihm geweiht sein konnte, ablehnen, wollte die Wahrheit bekennen, daß er Priester wäre und ein gerade in ihren Augen todwürdiges Verbrechen schon dadurch begehen würde, an ihren Besitz nur zu denken — — Dann aber erschreckten ihn — gerade die Thränen Armgart's; er konnte ihr Weinen nicht mehr hören und verlor die Besinnung. Leise schlich er auf den Zehen durch die Zimmer zurück, kam zum großen Speisesaal, öffnete die Thür, die in den Corridor führte. Alles war still. Niemand schien ihn beobachtet zu haben. Er blickte durch ein Fenster in den Hof und entdeckte Benno und Thiebold, die beide schweigend und wie vernichtet und erstarrt zur Erde blickend zum Portal des Schlosses hinausgingen, wahrscheinlich um gemeinschaftlich nach Witoborn — und in ein neues Leben zurückzukehren.

Die Mittagsglocke, die im kleinern Speisezimmer alles vereinigte, läutete. Tischgenossen, die der Zufall brachte, gab es in dem

gastfreien Hause immer. Armgart trat schon hinter Terschka hervor. Ihre Augen waren zwar noch tiefverweint, doch hatte sie wenigstens scheinbar wieder ihre Unbefangenheit gewonnen. Herr von Terschka, sagte sie mit leiser Stimme, ich will Nachmittags nach Heiligenkreuz.

Der Wagen ist schon für die Damen bestellt! sagte er — Wie mußte er sich beherrschen, nicht ihre Hand zu ergreifen. Er konnte ihr nicht in die Augen sehen.

Es sind mir ihrer zu viel —

So bestell' ich zwei Wagen!

Ich will zu Fuß gehen.

Es wird Abend werden, ehe Sie fortkönnen!

Sie können — ja, Sie können mich ja — begleiten —

Damit stand Terschka allein. Auf dies Wort kämpften Himmel und Hölle in ihm. Hatte es doch geradezu gelautet wie eine Aufforderung zu einer vertraulichen Beziehung. Terschka begriff, was in Armgart vorging. Sie hatte ein Gelübde gethan, nicht einem ihrer Aeltern allein, sondern nur beiden und nur, wenn sie sich versöhnt hätten, anzugehören. Nun glaubte sie: Er liebte die Mutter und die Mutter ihn! Wie ein Glühstrom fiel es auf ihn: Deshalb reißt sie mich mit Gewalt von einer eingebildeten Liebe ihrer Mutter los und will lieber selbst mich gewinnen — — — Die Möglichkeit, daß ein solcher Gedanke in ihr entstehen, dies Ertödten ihrer Neigung zu Benno möglich sein konnte, übersah er vollkommen. War doch Armgart „katholisch"! Sollte er dies Wahngebild sich immer weiter ausbilden, immer verheerender im Herzen der lieblichen Jungfrau um sich greifen lassen? Um sich greifen lassen auf Grund einer Voraussetzung, die — das sah er ja mit Beschämung — in Betreff Monika's eine völlig unbegründete war und auf Verwickelungen hinausführte, die nie zu lösen schienen —?

Schon sah er sich im Geist mit Armgart allein dahinschreiten durch die Winterlandschaft . . .

Er sah im Geiste Armgart neben sich, wie sie im Pelz die Hände barg, wie er, von seinem Glück überwältigt, beim Eintritt in den dichtern Tannenforst eine derselben verwegen ergriff. Er hörte im Geist, was sein Uebermuth, sein Leichtsinn wagen würde ihr zu sagen: Wie hab' ich Sie schon einst in leiser Ahnung gesucht an jenem stürmischen Regentag, als die Jugend von Lindenwerth zur Villa in Drusenheim kam! Wie zog mich damals schon Ihre Flucht Ihnen nach! Den schnellsten Renner hätt' ich satteln lassen mögen vor Eifersucht, nur um der Dritte sein zu können unter denen, die in Ihrer Nähe weilen durften! Er sah Eulen auffliegen, die den Schnee von den Aesten verschütteten, auf denen sie gesessen. Hirsche, Rehe — Unthiere mit großen Köpfen sah er durch die Gebüsche brechen, aufgescheucht vom Vortreiben zur morgenden großen Jagd. Der Mond stieg am äußersten Rand des Horizontes auf. Ausmalen mußte er sich, wie er an der Allee, die nach Heiligenkreuz führt, würde Abschied nehmen und zurückkehren müssen, gerade wenn sein alter, gewohnter Lebensübermuth ihn übermannt hätte. Toll würde er in die Nacht hinauslachen müssen, bis — — vielleicht aus den Büschen am Seitenwege plötzlich ein Bote seines vergangenen Lebens träte — Jean Picard, sein Gespiele — Franz Bosbeck, sein Lebensretter — van Prinsteeren, der ihn zuerst auf ein Pferd gehoben — jener Schweizersoldat, der ihn mit in die Alpen nahm — Er hörte das Stampfen der Rosse in der Kaserne der Lanzenreiter zu Rom — sah die Benfratellen, die ihn in das Spital an der Tiber trugen — aber plötzlich hatten sie Todtenhemden an und Larven über dem Antlitz — es war die Bruderschaft della Morte —

So noch fiebernd, so noch in Jesuitenart schwankend, so im

zagenden Begriff zur Gesellschaft einzutreten, erschütterten ihn zwei Thatsachen, die zu gleicher Zeit auf ihn eindrangen. Um ihn her war es plötzlich seltsam lebendig geworden. Er sah, daß es die Anzeichen einer neuen Vision der Gräfin waren. Stimmen des Erstaunens gingen durcheinander. Er sah Bonaventura kommen, sah ihn von Tante Benigna, von Onkel Levinus in hastiger Aufregung begrüßt, sah, wie der Domherr erbleichte, als ihm die Mittheilung wurde, Paula läge im Hochschlaf und würde von den schmerzlichsten Anschauungen gefoltert.

Zu gleicher Zeit bemerkte er aber auch auf dem Corridor, der zu seinen Zimmern führte, im weitesten Hintergrund und von einem Sonnenstrahl grell beleuchtet — einen Mönch. Ein Lebender war es, der dort herkam, aber seine funkelnden Augen schienen zwei Flammen aus den Höhlen eines Todtenkopfs zu sein. Die Kiefern des Mundes bewegten sich. Sie lächelten Terschka von weitem so freundlich, daß die Grübchen auf den Wangen sich ausfüllten wie mit Blumen um Leichensteine. Ein langes, weites, braunes Gewand hing wie über einem Skelet, das lässig, aber absichtsvoll daherschritt.

Herr von Terschka? riefen Diener im Hintergrund. Ist dort! sagten andere und schossen an ihm vorüber. Ahnend stand Terschka an der Schwelle des Eintrittsaales am Weihebecken. Der Mönch näherte sich. Zugleich sprach voll Schrecken Bonaventura, der neben Terschka stand: Um Gott, was hat sie gesehen? Eine Feuersbrunst! riefen mehrere Stimmen vom grünen Zimmer her.

Unter Terschka wankte der Boden. Der Mönch kam näher und näher. Voll Schmerz und Verzweiflung liegt sie! erzählte man durcheinander. Sie sieht ein Haus in Flammen stehen! Sie fürchtet zu verbrennen! Kommen Sie! Helfen Sie, Herr Domherr —!

Aber auch der, welcher einst Terschka aus den Flammen eines

brennenden Hauses gerettet, kam näher und dennoch schien sich der Corridor weit, endlos zu erstrecken bis zu den Corridoren und Kerkern — des al Gesù in Rom. Der gespenstische Bruder hielt einen Brief empor, der nur an Terschka gerichtet sein konnte. Nur auf ihn, ihn allein, blickte unverwandt das freundliche Nicken des Todtenhaupts.

Es ist das Schloß, das brennt! berichteten neue Stimmen und riefen Bonaventura, dessen Hand Onkel Levinus ergriffen hatte, als sollte er Hülfe bringen und Paula beruhigen.

Das ist Hubertus —! sagte sich Terschka und auch an seinem Arm brannte das Mal in lichterlohem Feuer.

Bonaventura war aus dem Vorsaal in das grüne Zimmer getreten wie ein Hülfebringender, ein Rettender vor dem Tod in Feuersgluten, die er, seiner Ahnungen und Beichtbürden eingedenk, um sich her durch die Fenster hereinbrechen, rings das Gebälk ergreifen, eine Welt in Asche legen sah. Auch Terschka sollte folgen, erwartete Onkel Levinus und harrte.

Doch der Mönch, was will — der Mönch? Ah, Bruder Hubertus! sagte Onkel Levinus, ihn erkennend und nach obwaltenden Umständen begrüßend. Sie kommen eben recht, um jemand aus den Flammen zu retten! Die Gräfin hat die schwere Vision einer Feuersbrunst . . .

Bruder Hubertus trat näher, verbeugte sich, zuckte die Achseln, als wisse er gegen solche Offenbarungen der Gottheit keine Hülfe, und übergab an Terschka den Brief, den er ihm schon so lange entgegenhielt.

Terschka ergriff den Brief. Das Siegel war geistlich — — doch kam er nicht aus Rom. Pater Maurus, der Provinzial der Franciscaner zu Himmelpfort, schrieb ihm nur, unter dem großen Siegel seines Klosters. Terschka erbrach und las. Jetzt zog ihn aber der Onkel, um das ihm wichtiger Scheinende in den Zimmern brin-

nen nicht länger zu versäumen. Ich werde kommen! hauchte Terschka — gelbbleich war er geworden, dem von der Wintersonne gefärbten Schnee auf den Feldern ähnlich.

Noch einmal wandte er sich zu dem an der Thürschwelle harrenden und mit glühenden Augen ihn durchbohrenden Boten und sagte: Ein Brief — für mich — schreibt Ihr Guardian, wäre im Kloster angekommen — Wissen Sie nicht — woher?

Mit einer Miene, die das selige Gefühl ausdrücken sollte: Bist du denn, Mann mit dem mir so theuren Namen, mit der ahnungsvollen seltsamen Gestalt, bist du denn nicht verwandt mit dem Kinde, das ich einst — oder bist du es nicht selbst —? sprach dieser ein Wort, das für Terschka's Ohr wie die Posaune des Weltgerichts erklang: Ja! Aus dem Kloster der Piaristen zu Maria-Treu in Wien!

Terschka verschwand jetzt. Nicht zusammenbrechend, nicht niedergeschmettert von einem Wort, das ihm lauten durfte: Deine Stunde ist abgelaufen! sondern wie mit einem Muth auf Tod und Leben. Er dachte an Armgart und wollte einen Entschluß fassen, der es auf einen Kampf mit Rom ankommen ließ.

Der Mönch stand immer noch und sagte nur zu den Dienern staunend: Wenzel von Terschka —?! Von den Vielbeschäftigten konnte ihm aber auf seine mehrfachen Fragen niemand Gehör geben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.